

DIE QUERSCHNITT

Q

8. Jahrg., Heft 4
Ende April 1933
Propyläen-Verlag
Preis: 1,20 Mark





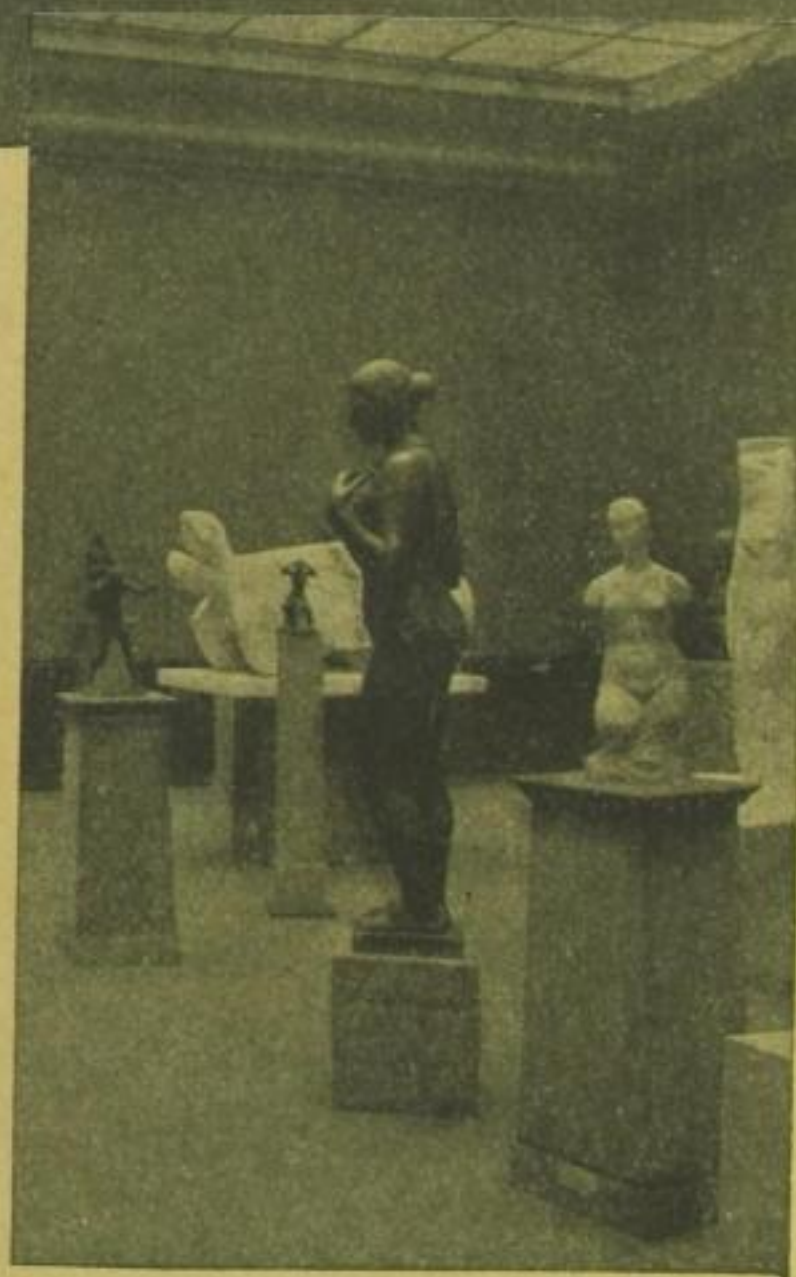
GEMÄLDE UND PLASTIKEN

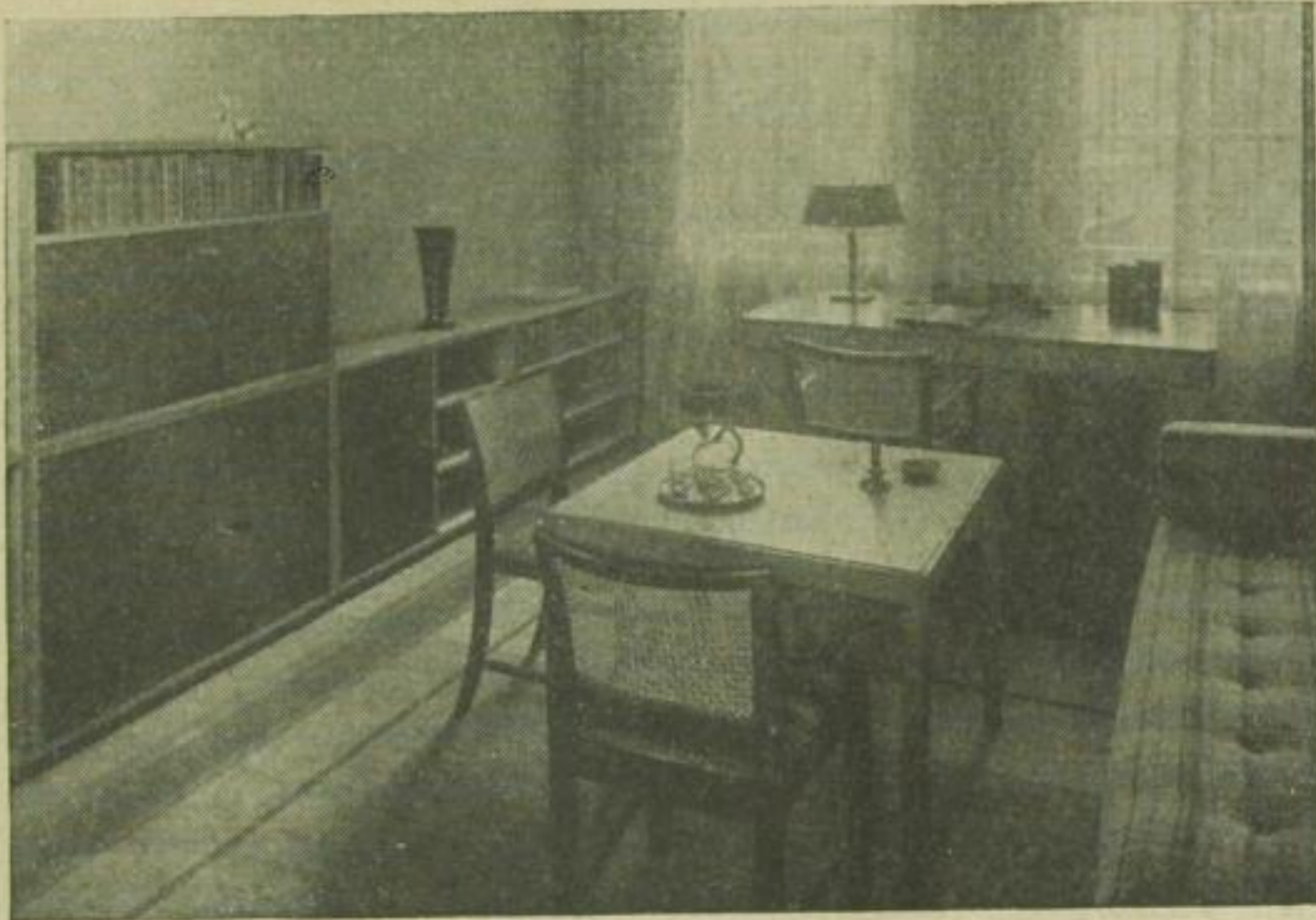
betrachtet man in Museen und Galerien. Die Schöpfungen der Baukunst sind an den Ort ihrer Entstehung gebunden. Wer sie kennenlernen will, ohne sie aufsuchen zu müssen, — wer wissen möchte, wie die modernen Architekten aller Nationen heute arbeiten, liest die

MONATSHEFTE FÜR BAUKUNST

In sorgfältiger Wiedergabe werden hier die neuesten Bauwerke gezeigt — es ist ein ästhetischer Genuß, sich in die „Monatshefte“ zu vertiefen. — Der Jahrgang 1932 (608 Seiten mit 1562 Abbildungen) wird gebunden für 24.50 RM geliefert. Abonnieren Sie sofort die „Monatshefte für Baukunst“! Im Jahresbezug kostet ein Heft nur 1.60 RM. Jedes Heft bringt weit über 100 Abbildungen.

BAUWELT-VERLAG • BERLIN SW 68
CHARLOTTENSTRASSE 6





DEUTSCHE WERKSTÄTTEN

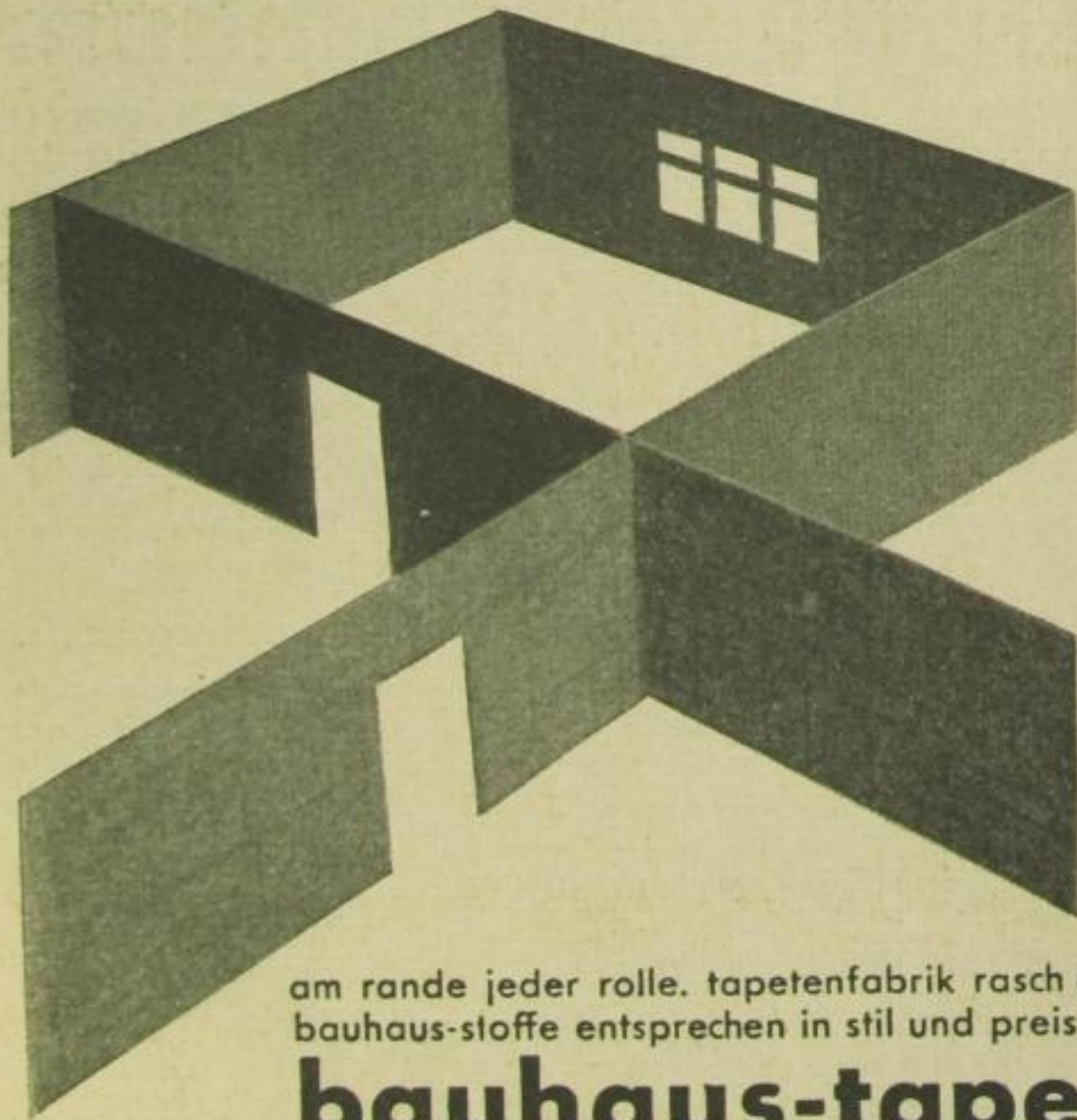
WOHNZIMMER in Kirsch- und Nußbaumholz
Zusammensetzbar

Entwurf Prof. Hillerbrand

HELLERAU
BEI DRESDEN

Neue billige Möbel

Werbeschriften kostenlos. Neuer illustrierter Katalog Z 5, RM 1.50



bauhaus-tapeten sind wegweiser des guten geschmacks. sie passen in jedes heim, sind zurückhaltend gemustert und in 250 verschiedenen, aufeinander abgestimmten farbtönen in jeder besseren tapetenhandlung zu erhalten. qualität und preiswürdigkeit sind unübertroffen. rolle von 0.76 m an. schützen sie sich vor minderwertigen nachahmungen. nurecht mit dem wort „bauhaus“

am rande jeder rolle. tapetenfabrik rasch & co. gmbh, bramsche. bauhaus-stoffe entsprechen in stil und preis den bauhaus-tapeten.

bauhaus-tapeten 33!



300 □ cm Schaum aus 1 cm PERI

Wenn Sie genügend Wasser nehmen, ergibt ein 1 cm langes Stückchen PERI RASIER-CREME soviel Schaum, wie Sie für eine gründliche Rasur brauchen. Der Schaum ist feinblasig, richtet die Haare senkrecht zur Hautoberfläche und gibt soviel Wasser an sie ab, daß sie in einer Minute schnittreif werden. PERI RASIER-CREME garantiert die bestmögliche Barterweichung bei vollständiger Schonung der Haut. Zeit- und Klingenersparnis.

In Tuben zu M -.50 und M 1.25

Die extra dünne und scharfe PERI-Rasier Klinge besorgt das übrige spielend.



PERI RASIER-CREME

DR. M. ALBERSHEIM, FRANKFURT A. M., PARIS, LONDON

DER QUERSCHNITT

13. Jahrgang

Berlin, Mitte April 1933

Heft 4

INHALT

<i>General Groener: Die Marneschlacht</i>	229
<i>Clifton Fadiman: Hemingway, Amerikas Byron</i>	235
<i>H. H. Stuckenschmidt: Militärmusik</i>	241
<i>Patricia Collinge: Vom Drehbuch</i>	246
<i>Ferri Pisani: Der rätselhafte Rockefeller</i>	249
<i>Weare Holbrook: Zeit im Zickzack</i>	257
<i>Hans Robert: Umgang mit Staatsoberhäuptern</i>	259
<i>F. T. Marinetti: Der Hut des Futuristen</i>	265
<i>Arthur Rundt: Humbug, Bluff und Ballhyoo</i>	265
<i>Richard Billinger: Tod des Tagelöhners</i>	270
<i>Max Hermann-Neiße: Alte Bäuerin</i>	271
<i>Carl Zuckmayer: Usinger und Schiebelhuth</i>	272

Marginalien:

Peter W. Rudolf: Jahrgang 1925 / Waren Wellingtons Augen braun oder blau? oder: Was ist Geschichte? / Hedwig Schneider: Manchmal / Geno Ohlischlaeger: Das Geduldspiel / Erich Grisar: Woran erkennt man den Bayern? / Fritz-Heinz Reinhardt: Wagner, der Ueberknecht / Paul Berend: Beim Präsidenten Oesterreichs / Aussprüche Napoleons III. / P. C. Wodehouse: Zuschriften aus dem Leserkreis / Billie Wilder: Wie ich Zaharoff anpumpte / Robert Scheu: Ratschläge für Beleidigte / Friedrich Karinthy: Sanfte und heftige Reklame / Reklame in Japan / B. Nichols: Geschenke komplizieren das Leben / Ernst Lissauer: Neue Lyrik / Bücher-Querschnitt

Umschlagbild von Erik Nitsche

Nachdruck und Übersetzung verboten / Copyright 1933 by Propyläen-Verlag G. m. b. H., Berlin

Herausgeber: Victor Wittner

1*

KUNST *und* AUKTIONEN



Gemälde alter Meister

**GALERIE
FRITZ ROTHMANN**

Berlin W 10, Viktoriastraße 2

Gemälde
alter Meister

KUNSTHAUS MALMEDÉ

Köln a. Rh., Unter Sachsenhausen 33

Zeitgenössische Kunst

Heckel, Kirchner, Klee, Otto Müller, Nolde u. a.

**GALERIE
FERDINAND MÖLLER**

Jetzt: Berlin W 10, Lützowufer 3

Kunstauktion in Frankfurt a.M.

2. und 3. Mai 1933

Gemälde aus einem süddeutschen Museum.
Sammlung Schloß B. in Oberhessen

HUGO HELBING

Frankfurt a. M., Bockenheimer Landstraße 8

Harter Lebenskampf

verlangt Sprachkenntnisse

Moderne Handelsfachschule mit Diplom. Praktische Erlernung des Französischen u. Englischen.
Internat und Externat • Sport

LEMANIA • Lausanne

Knabeninstitut „ALPINA“

Champéry (Französische Schweiz) • 1070 m

Bergluft und Höhensonne

Unterricht auf sämtliche Schulstufen. Gründliche Erlernung des Französischen. Gymnastik, Sport, Exkursionen. Schwimmbad. - Ferienkurse.

Erziehung in herrlicher Höhenlandschaft

Voralpines

Pädagogium Dr. Schmidt

auf dem

Rosenberg über **St. Gallen** Schweiz

Alle Schulstufen bis Abitur und Handelsdiplom • Einziges Schweizerinstitut mit staatlichen Sprachkursen. Alle Sports

TAPETEN ENTWÜRFE

erwerben dauernd

Norddeutsche Tapetenfabrik

HÖLSCHER & BREIMER

Langenhagen vor Hannover

Bei Kopfschmerzen

DIMETHYLACETIL-
PHENYL-PIPERAZIN
10 Tabl. 0,60
20 Tabl. 1,05

Grippe, Rheuma-

Muskel- und Nervenreißer

kaufen Sie in der Apotheke aber nur

Herbin-Stodin

u. Sie werden angenehm überrascht sein

Unschädlich - Harnsäure lösend

**H. O. ALBERT WEBER
MAGDEBURG**



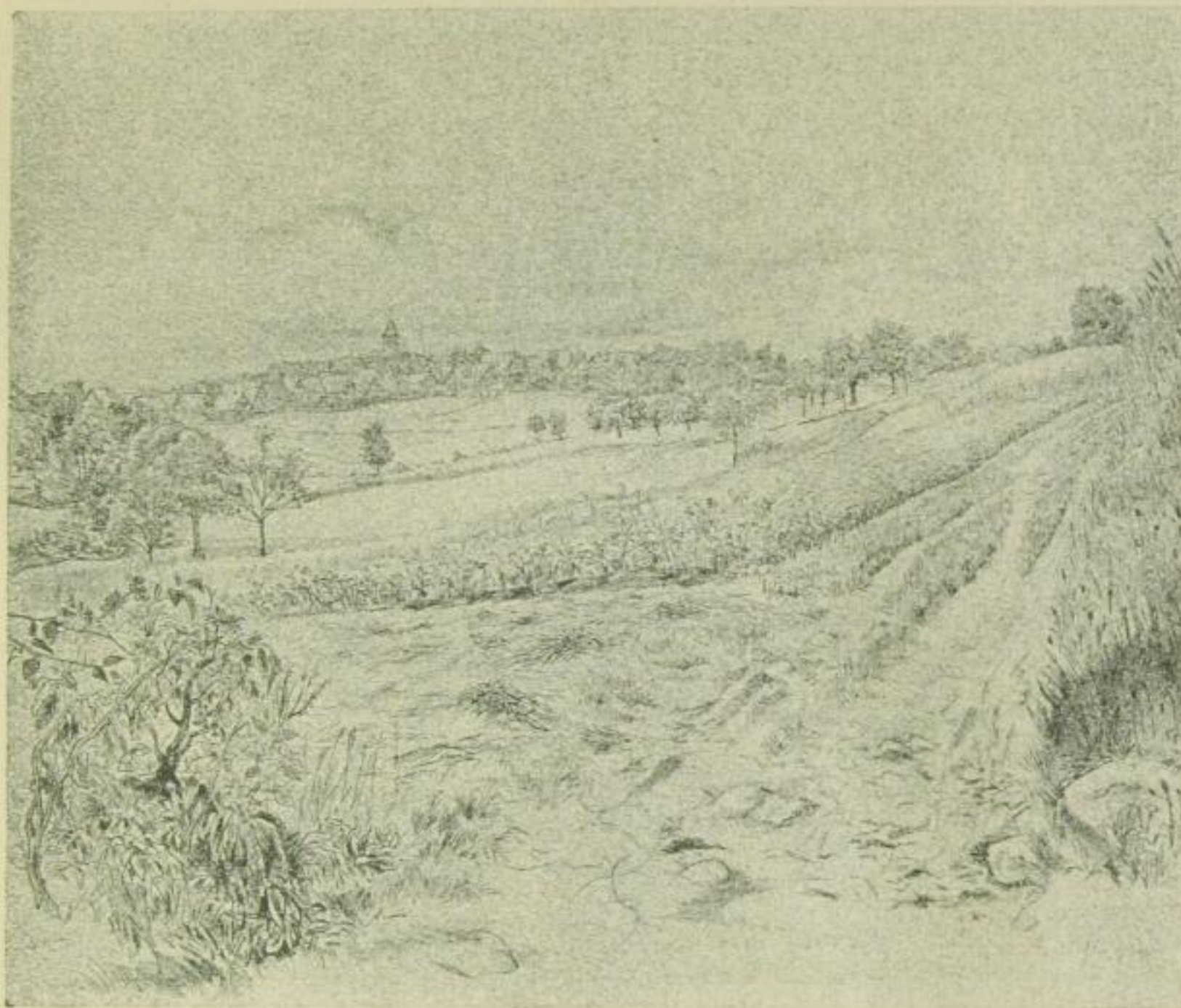
Erste deutsche

**Rassehunde-
Zuchtanstalt und Hdlg.**

Arthur Seyfarth, Bad Köstritz 88
(Thüringen) Gegründet 1864

Salon-, Wach-, Schutz-,
Polizei- und Jagdhunde.

Versand nach allen Weltteilen. Illustrierter Prachtkatalog mit Preisverzeichnis und Beschreibung der Rassen 1 M (Marken)



Rudolf Schlichter

Querschnitt durch die Marneschlacht

Von

General Wilhelm Groener

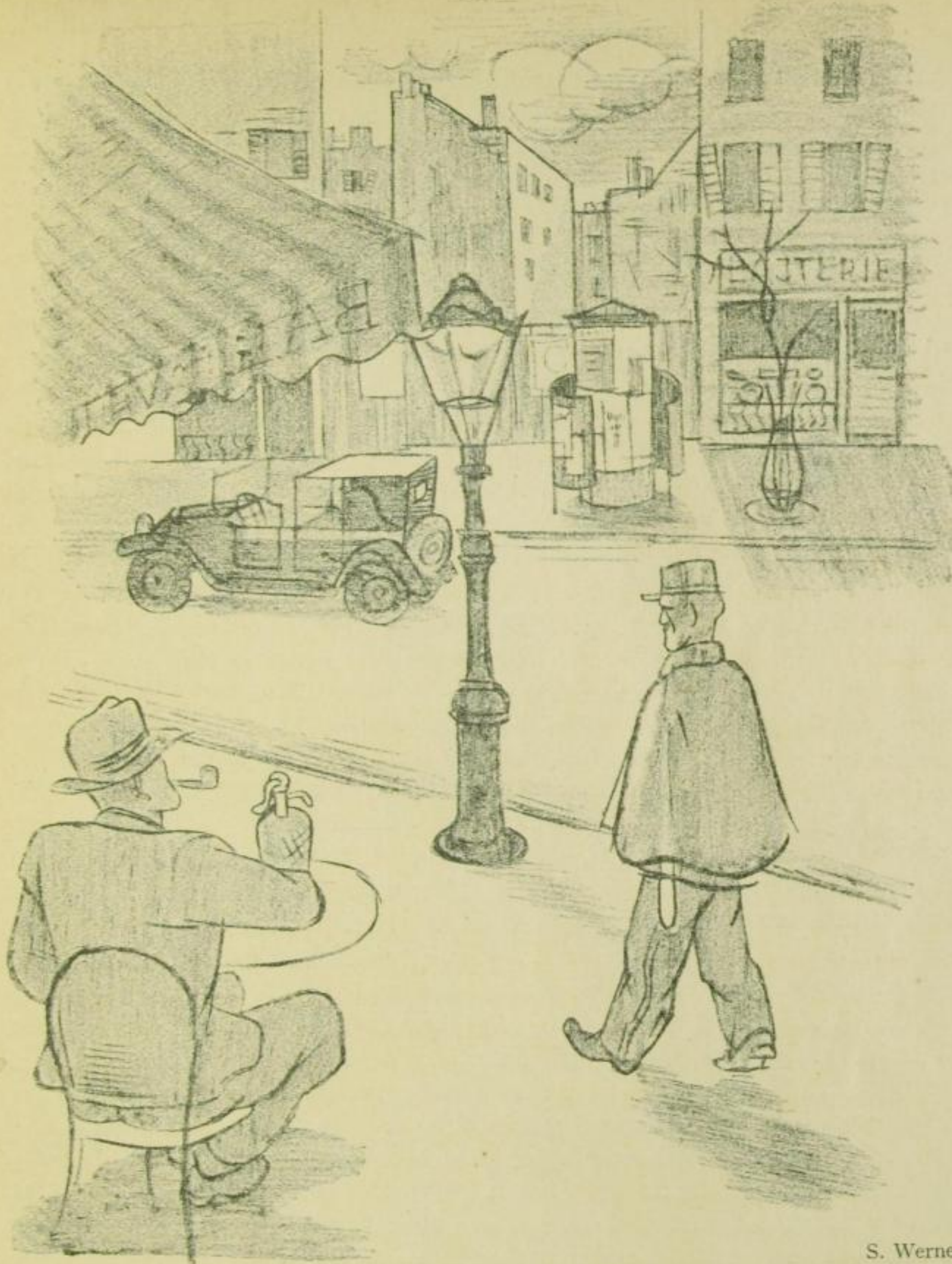
Jahrelang sind die Vorkommnisse in der Marneschlacht dem deutschen Volk ein Rätsel geblieben. Erst die kriegsgeschichtlichen Forschungen nach dem Krieg haben den Schleier gelüftet. Zahlreiche Schriften sind über die damaligen Ereignisse erschienen. Neuerdings ist sogar die deutsche Heerführung während der Marneschlacht im Schauspiel auf die Bühne gebracht worden. Man mag darüber im Zweifel sein, ob die Zeit dafür schon gekommen ist, da mehrere der Persönlichkeiten, die auf dem wirklichen Kriegstheater in maßgebender Stellung mitgewirkt haben, noch am Leben sind. Es ist auch Einspruch gegen die Aufführung des Stückes erhoben worden. Niemand wird es angenehm empfinden, die eigene Person auf dem Theater zu sehen, ganz gleich, ob die Darstellung zutreffend ist oder nicht. Das natürliche Empfinden scheut das Rampenlicht noch mehr als die Druckerschwärze. Wer im öffentlichen Leben — und das ist auch der

Krieg — eine bedeutsame Rolle spielt, verliert das Anrecht auf die eigene Persönlichkeit und wird besonders in der heutigen Zeit bis auf die Knochen durchleuchtet. Ein großer Unterschied ist nicht, ob man in Büchern oder auf der Bühne durchgehechelt wird.

In dem Stück von *Cremers* kommen aber die Menschen eigentlich besser weg als in der Kritik der Bücher. Freilich sind die dargestellten Charaktere nicht ganz naturgetreu gezeichnet. Das läßt sich bei einem Schauspiel auch gar nicht vermeiden, da es dabei wesentlich auf die theatralische Wirkung ankommt, sonst fällt das Stück durch. Ich könnte mir denken, daß eine der Wirklichkeit völlig entsprechende Wiedergabe der Gespräche zwischen Moltke und seinen Beratern aus jenen Tagen auf der Bühne überhaupt keinen Eindruck machen würde. Von den Schauspielern kann man auch nicht verlangen, daß sie das äußere Gehaben und die innere Wesensart der von ihnen dargestellten Persönlichkeiten haarscharf wiedergeben. Als ich das Stück sah, war ich zunächst tief erschüttert. Alte Kameraden, mit denen man jahrelang in gemeinsamer Arbeit verbunden war, auf der Bühne dargestellt zu sehen, ist an sich unsympathisch. Es wollte mir auch nicht gefallen, daß ihre Eigenart durch die Phantasie von Verfasser und Schauspieler nicht unwesentlich verändert war. Nachträglich sehe ich aber darin einen Vorteil des Stückes, denn es sind eben andere Menschen, die sich auf der Bühne bewegen, als in der Kriegswirklichkeit. Das große Publikum freilich faßt sie lediglich nach dem Eindruck von der Bühne her auf. Da dem Verfasser und dem Intendanten jede böse Absicht fernliegt, wird man sich damit abfinden müssen.

★

Ehe ich auf die historische Grundlage des Stückes näher eingehe, möchte ich eine Bemerkung über den Schlieffen-Plan vorausschicken, da auch im Stück immer wieder auf ihn hingewiesen wird. Der Aufmarsch 1914 und die Operation, die zur Marneschlacht führte, wichen bekanntlich in wesentlichen Punkten vom Schlieffen-Plan von 1905 ab. Aber General von Moltke und seine Berater glaubten tatsächlich, den Schlieffen-Plan auszuführen. Am 24. August hatte ich im Gespräch mit Oberstleutnant von Domes über Schlieffens Geist in der Operation darauf hingewiesen, daß stets Gefahr im Verzug sei, sobald wir irgendwie dagegen sündigen. Domes meinte, das wisse auch Moltke. Das war aber nicht der Fall, denn wenige Tage darauf wurden gegen den Rat von Oberst Tappen und mir zwei Korps vom rechten Heeresflügel nach Ostpreußen gesandt, weil Moltke infolge der übertriebenen Siegesmeldungen der Armeen in der Illusion lebte, die Feldzugsentscheidung wäre bereits gefallen und die beiden Korps könnten auf dem rechten Flügel entbehrt werden. Daß der Durchbruch zwischen Toul und Epinal die größte Sünde gegen den Schlieffenschen Operationsgedanken war, ist dem General von Moltke und seinen Beratern nie ganz klar geworden. Man glaubte sogar, durch eine doppelte Umfassung erst recht im Sinne Schlieffens zu handeln, und erinnerte sich nicht mehr der Worte in seiner Denkschrift vom Dezember 1905: „Das Wesentliche für den Verlauf der gesamten Operationen ist, einen starken rechten Flügel zu bilden, mit dessen Hilfe die Schlachten zu gewinnen und in unausgesetzter Verfolgung den Feind mit eben diesem starken Flügel immer wieder zum Weichen zu bringen“.



S. Werner

Wenn wir die historische Grundlage des Schauspiels richtig verstehen wollen, müssen wir davon ausgehen, daß schon der 30. August, der Siegestag von St. Quentin, zum operativen Unglückstag geworden war, weil die I. Armee durch den Übergang auf das östliche Oise-Ufer ihre umfassende Stellung aufgegeben hatte. Daraus mußte sich mit Naturnotwendigkeit eine Operation entwickeln, die die Masse des deutschen Heeres zwischen die beiden Eckpfeiler und Ausfallstüren des französischen Landesverteidigungssystems Verdun und Paris einklemmte und die deutsche Offensive zu einer rein frontalen gestaltete. Es kam dann nur darauf an, ob der französische Generalissimus diese Gunst erkannte und einen

mächtigen Gegenstoß mit starken Kräften von Paris und der unteren Seine her vorbereitete. Die den Deutschen drohende Gefahr war ungeheuer trotz aller bisherigen Siege.

Vorläufig merkten die Franzosen nicht, daß ihnen ein glänzender Sieg winkte. Die französische Regierung hatte am 2. September auf Drängen Joffres Paris verlassen und war nach Bordeaux übergesiedelt. Eine Verteidigung der französischen Hauptstadt schien aussichtslos. Als die deutsche 1. Armee östlich vorbeiging und nur ein Korps zum Rückenschutz am Ourcq stehenließ, war Paris gerettet und eine Lage geschaffen, die den französischen Generalissimus vor die Entscheidung stellte, ob nicht der Augenblick zum Gegenangriff gekommen sei. Der Gouverneur von Paris drängte dazu, weil er die Gelegenheit nicht versäumen wollte, das einsam am Ourcq stehende deutsche IV. Reservekorps zu schlagen und sich den Weg in den Rücken der deutschen 1. Armee zu bahnen. Joffre gab der Ungeduld Gallienis nach und schritt am 6. September zum allgemeinen Gegenangriff gegen die über die Marne nach Süden verfolgenden Deutschen. Gallieni stieß gegen den Ourcq vor, traf aber dort auf einen hervorragenden deutschen Führer, den General von Gronau, der standhielt, bis die Masse der 1. Armee vom südlichen Marneufer an den Ourcq zurückgeeilt war. So gelang es dem General von Kluck, den französischen Stoß von Paris her aufzufangen und selbst einen umfassenden Angriff gegen den linken Flügel Gallienis anzusetzen. Freilich die deutsche 2. Armee südlich der Marne war durch den Ausfall der Kräfte der 1. in eine schlimme Lage geraten. Sie mußte ihren rechten Flügel scharf zurückbiegen, um nicht umfaßt zu werden. In die zwischen der 1. und 2. Armee entstandene Lücke stießen die Engländer vor und bedrohten die 1. Armee in Flanke und Rücken. General von Bülow, der Oberbefehlshaber der 2. Armee, wollte dem Durchbruch durch Zusammenschluß der 1. und 2. Armee nach rückwärts begegnen. Das Oberkommando der 1. Armee hatte keine Neigung, den auf seinem rechten Flügel sich anbahnenden Erfolg preiszugeben.

In diesen Verlauf der Schlacht hinein führte das Schicksal den Oberstleutnant *Hentsch*, den Vertrauensmann des Generals von Moltke. Die Oberkommanden der 1. und 2. Armee waren schon immer in ihren operativen Auffassungen nicht einig gewesen, und die 1. Armee hatte mit ihrem Vorstürmen südlich der Marne dem Befehl der Heeresleitung zuwider gehandelt. Unter solchen Umständen war es begreiflich, daß General von Moltke es für notwendig hielt, das einheitliche Zusammenwirken der 1. und 2. Armee sicherzustellen. Anstatt selbst zu den Armeen zu fahren, schickte er einen Untergebenen, noch dazu mit einer unklaren Vollmacht, die nicht einmal schriftlich gegeben war. Über den tatsächlichen Inhalt der Vollmacht wird kaum mehr Klarheit zu schaffen sein. Oberstleutnant Hentsch hielt sich für befugt, den beiden Armeen den Rückzug zu befehlen. Er tat es im vollen Bewußtsein seiner Verantwortung und begründete die Notwendigkeit des Rückzugs bei der zweiten Armee mit der Lage der ersten, bei der ersten mit der Lage der zweiten. Nach der kriegsgeschichtlichen Forschung war aus taktischen Gründen der Rückzug nicht erforderlich, die Schlacht hätte durchgekämpft werden können und vermutlich mit einem Sieg der Deutschen geendet. Freilich, über die Größe des Sieges ist sicheres nicht zu sagen, und spätestens an der Seine wäre die Verfolgung zum Stehen gekommen. Dann entstand von neuem die Frage



Associated Press

Straßenszene Berlin 1933



Dührkoop

General v. Kluck, der Führer der I. Armee



Graf Moltke, der Chef des Generalstabes 1914



New York Times

„Die Marneschlacht“ von Paul Joseph Cremers, dargestellt von Schauspielern des Mannheimer Nationaltheaters (Regie: Herbert Maisch). Von links nach rechts: Willy Birgel (Hentsch), Karl Zistig (Moltke), Erwin Linden (Tappen), Karl Marx (Dommes).



des Rückzugs, um das deutsche Heer aus der Klemme zwischen Paris und Verdun herauszuziehen.

*

Die auf der Bühne sich abspielenden Szenen bewegen sich innerhalb des historischen Rahmens, wenn auch die Gespräche im Kreise der Heeresleitung sowie die Unterredungen von Hentsch bei den beiden Oberkommandanten frei gestaltet sind. Ernste Bilder der deutschen Heerführung ziehen auf der Bühne vorüber, die Unvollkommenheit und der Irrtum allen menschlichen Handelns wird offenbar, aber keine tragischen Helden erschüttern unsere Seele. Nur die in Paris spielende Szene mit Poincaré, Joffre und Clemenceau ist hochdramatisch und packt den Zuschauer. Der Beifall gilt der Schauspielerkunst, nicht dem Inhalt des Stückes, nur einmal einer theatralisch herausgestellten Persönlichkeit, dem General von *Kluck*, der in Wirklichkeit den Oberstleutnant Hentsch bei seiner Sendung gar nicht gesehen hat.

Die Figur *Moltkes* ist nicht ganz glücklich gezeichnet. Man könnte den Eindruck gewinnen, als ob er in Augenblicken großer seelischer Erregung die Haltung des vornehmen Mannes etwas verloren hätte. Das war in Wirklichkeit nie der Fall; selbst wenn er Tränen vergoß, mußte man vor seinem sittlichen Ernst hohe Achtung haben. Sein überstarkes Gefühl für Verantwortung und die Unterschätzung seiner eigenen Person haben in kritischen Augenblicken Ruhe und Sicherheit des Handelns nicht aufkommen lassen. Wider seinen Willen war er zum Feldherrn ernannt worden und mußte nun eine Bürde tragen, die über seine Kraft ging. Sein physischer Zusammenbruch ist erst nach der Marneschlacht erfolgt.

Sein nächster Berater, der Generalquartiermeister *von Stein* tritt in dem Stück nicht auf. Er hatte sich auch in Wirklichkeit nicht die Stellung verschafft, für die er berufen worden war. Er hielt sich in operativen Fragen fast ganz zurück. Dafür bildete sich ein Dreimännerkollegium, das General von Moltke zu seiner Beratung heranzog. Der Chef der Operationsabteilung, *Oberst Tappen*, ein kenntnisreicher und im Generalstabsdienst sehr erfahrener Mann, zeigte jederzeit eine unerschütterliche Ruhe. Nach außen zurückhaltend, war er der Mittelpunkt der operativen Arbeit. Für den Ausgang der Marneschlacht wäre es vermutlich besser gewesen, wenn General von Moltke sich nur von ihm hätte beraten lassen. Oberstleutnant von *Dommes*, im Adjutantendienst bei Schlieffen, Moltke und dem Kaiser emporgestiegen, bei der Heeresleitung Chef der politischen Abteilung, wurde mehrfach als Nachrichtoffizier zu den Armee-Oberkommanden entsandt. Er hatte die Formen des Hofmannes angenommen und war ein guter Gesellschafter. General von Moltke schätzte ihn deshalb und zog ihn im Felde an seinen Tisch. Dadurch hat er wohl gelegentlich auch in operativen Dingen Einfluß ausgeübt; ein hervorstechender operativer Kopf war er nicht. Dies galt durchaus von dem dritten Mann des Kollegiums, dem Oberstleutnant *Hentsch*. Er ist dadurch zum Vertrauensmann Moltkes geworden. In seinem Wesen ruhig und bedächtig, überlegend und leidenschaftslos, wirkte er durch die klare logische Begründung seiner Anschauungen, Reiches Wissen und ein zuverlässiger Charakter hatten ihm bei Vorgesetzten und Kameraden eine gute Stellung verschafft. Er war ebenso wie Tappen nach außen zurückhaltend und im Gespräch stets nachdenklich.

Im Gegensatz zu der Darstellung auf der Bühne ist anzunehmen, daß es in Wirklichkeit im Dreimännerkollegium eher gemessen als lebhaft zuzing. Alle drei waren keine Brauseköpfe, Hentsch am wenigsten. Das Verhalten von Hentsch findet seine Erklärung in der operativen Entwicklung schon vor der Marneschlacht. Er beobachtete längst mit größter Sorge, daß der rechte Flügel des deutschen Heeres mehr und mehr an der Schwindsucht der Kräfte litt und keine Möglichkeit bestand, ihn zu verstärken. Die Gefahr von Paris her tauchte wie ein Gespenst auf. Je weiter das deutsche Heer zwischen Paris und Verdun nach Süden vordrang, um so größer wurde die Bedrohung von Flanke und Rücken. Sollte sich der französische Generalissimus solche Aussichten entgehen lassen? Wenn Joffre vor Beginn seiner Gegenoffensive mit den Eisenbahnen eine mächtige Offensivgruppe bei Paris zu einem weitausholenden Stoß in Flanke und Rücken der 1. Armee versammelte, war die Katastrophe des deutschen Heeres besiegelt. Nach der Zahl seiner Streitkräfte und der allgemeinen Lage des französischen Heeres war er durchaus dazu in der Lage. In solchem Falle hätte Hentsch für seinen selbständigen Entschluß zum Rückzug der 1. und 2. Armee dem *Pour le mérite* nicht entgehen können. Da er sich aber in den Feldherrngaben des französischen Generalissimus geirrt hatte, wurde ihm die Schuld an dem entgangenen Sieg zugeschoben. Es war jedoch ein unverdientes Glück für die Deutschen, daß Joffre sich vorzeitig zum Gegenangriff entschloß. Die Schwächung des rechten Flügels durch Belassen überstarker Kräfte in Lothringen und durch Abgabe der beiden Korps nach Ostpreußen während der Operationen hätte sich noch viel bitterer gerächt. So hat letzten Endes Hentsch auch für die Fehler anderer seine Haut zu Markte tragen müssen.

Die Szenen bei den Oberkommanden der 2. und 1. Armee, sowie das kurze Zwischenspiel auf der Fahrt von einem zum anderen Hauptquartier hinterlassen einen starken Eindruck, weil die Unterredungen auf der Bühne sich in viel kürzerer Zeit abspielen, als dies in Wirklichkeit der Fall war. Die Persönlichkeiten der beiden Oberbefehlshaber sind wohl mit einiger dichterischer Freiheit behandelt, aber gut herausgestellt, während General *von Kuhl*, mit dem Oberstleutnant Hentsch die Besprechung beim Oberkommando der 1. Armee in Anwesenheit des Oberquartiermeisters von *Bergmann* gehabt hat, mehr zurücktritt. In Wirklichkeit ist Hentsch dem Einfluß des Generals von *Bülow* deshalb stärker unterlegen als dem des Generals von *Kuhl*, weil er das Vorstürmen der 1. Armee über die Marne nach Süden entgegen dem ausdrücklichen Befehl der Heeresleitung für einen operativen Fehler gehalten hatte. Hätte Hentsch auf seiner Frontfahrt zuerst die 1. Armee aufgesucht, so hätte er sich vielleicht davon überzeugt, daß die Gefahr von Paris her sich weniger bedrohlich entwickelt hatte. Auch wäre er nicht in demselben Maße wie bei der 2. Armee durch das Gespenst des Durchbruchs der Engländer geschreckt worden. Es wäre auch nicht zu der ungenauen Verabredung mit *Bülow* über den Beginn des Rückzuges gekommen. Der Zufall, daß Hentsch die Front von links nach rechts abfuhr statt umgekehrt, hat ihm übel mitgespielt.

Er hat sein Schicksal mannhaft getragen und sich später bei der Vorbereitung des serbischen Feldzuges und in Rumänien ausgezeichnet. Dort starb er an einem schweren Leiden, dessen Anfänge bis in die Tage der Marneschlacht zurückreichen. *Requiescat in pace.*

Hemingway — ein amerikanischer Byron

Von

Clifton Fadiman

Es gibt wohl immer eine verlorene Generation, und eines ihrer Bücher macht sie immer unsterblich. Die Jugend findet sich wieder in den „Leiden des jungen Werther“, in den „Vätern und Söhnen“, im „Bildnis des Dorian Gray“. Solche Bücher werden in der Geltung erweitert, beleuchten die Enttäuschung eines Geschlechts, das sich an der Vorstellung seines Verlorenseins berauscht. Sie werden volkstümlich über ihren eigentlichen Kreis hinaus, die Öde wird in ihnen malerisch, voll Schönheit und dramatischer Spannung. Man will lieber „wie Werther enden“ als leben wie „der Herr Geheimrat“. Die Stimmung verdichtet sich aus einer Verwirrung zu einem Lebensplan.

Ich will für den Augenblick von dem literarischen Rang unseres Byron: Ernest Hemingway absehen. Er und seine Gestalten stehen zu uns in einem ähnlichen Verhältnis, wie Dorian Gray, wie der junge Goethe und ganz besonders, worauf hinzuweisen ist, wie Lord Byron zu ihren Zeitgenossen standen. Hemingways glänzender Stil begründet offenbar nur zum Teil seinen Erfolg. Auch wenn er nur halb so gut schriebe, und nur von denselben Gegenständen und in der gleichen Art, würde seine Herrschaft über die Geister gleich sein. In der Tat sind seine Erfolge die eines *Helden* und weniger die eines Dichters. Hemingway ist zur rechten Zeit geboren, er verkörpert die stumme Sehnsucht und die unklaren Ideale eines großen Teiles seiner eigenen wie der nach ihm herangewachsenen Generation. Er ist der Krieger ohne Sieg, der viele Leute so gern sein möchten. Über ihn gibt es einen echten zeitgenössischen Heroen-Mythus. Junge Männer legen sich die Haltung eines Hemingway zu, so wie andere bei uns in Amerika sich als Noël Coward gebärden.

*

Warum ist Hemingway so aktuell? Er verachtet zwar von Herzen seinen Zeitungsruhm — der, am Rande bemerkt, ihn zu einer Greta Garbo des Romans macht —, aber sein Name wird in allen Kreisen öfter und mit mehr Leidenschaft genannt als der irgendeines anderen amerikanischen Schriftstellers unserer Tage. Und das darum, weil sein neuer „Lochinvar“ aus dem mittleren Westen einfach



Bertram Hartmann

Hemingway

ein Held ist, so wie Scott einst Helden dichtete. Weil Hemingway offenbar einen neuen Ruhm für die Leute schafft, die jede ältere Art abgetan haben. Er bereitet eine zeitgenössische, wildere Romantik zum Ersatz der kränklichen abgebrauchten des neunzehnten Jahrhunderts. Er nimmt ein geistiges Übel und macht es zu irgend etwas Lebendigem, Vitalem, sogar Anziehendem. Die Verbitterung bekommt bei ihm eine Lebensfülle wie kein Lebensgenuß.

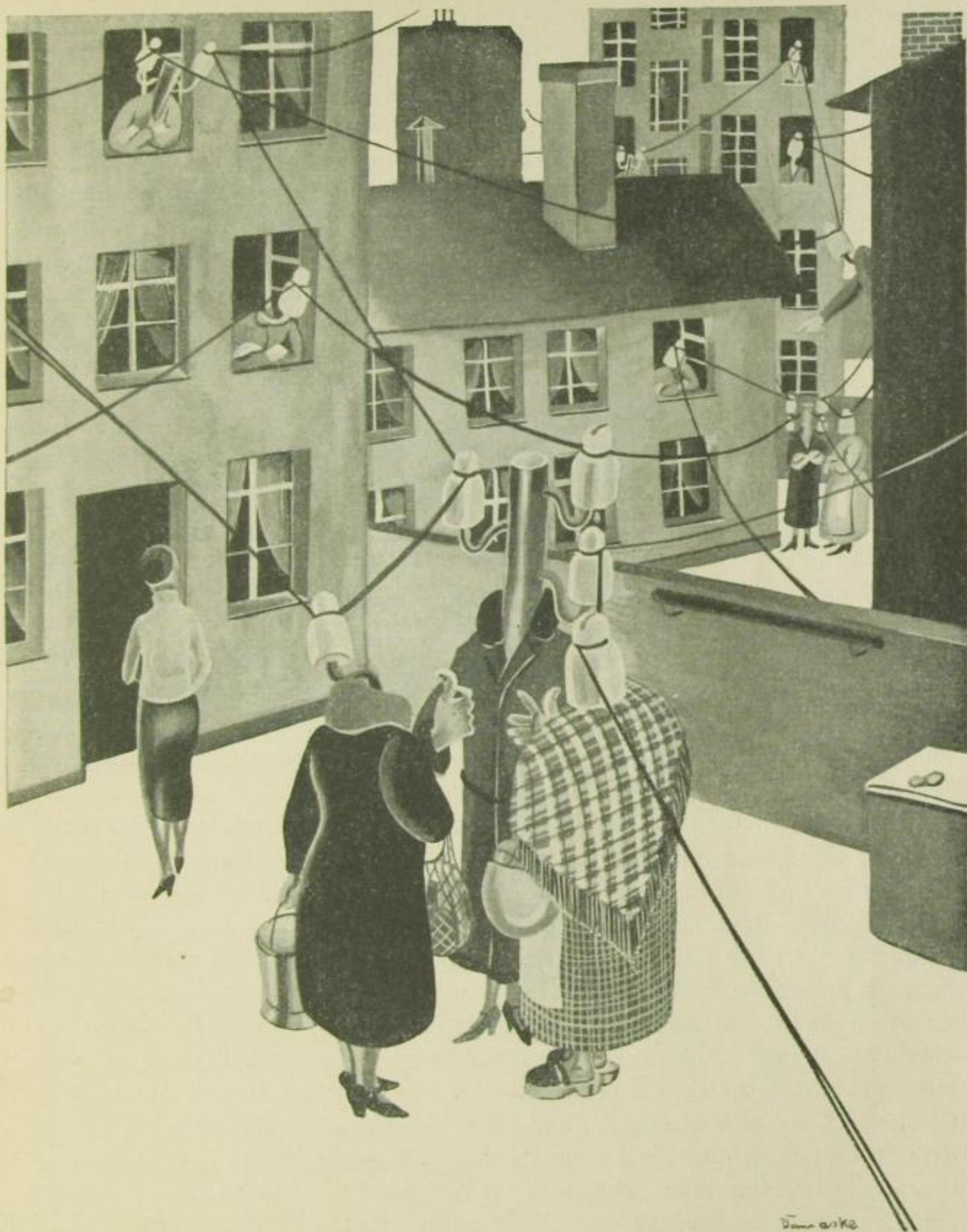
Das Geschlecht, dessen Sprecher Hemingway ist, war zwar nicht stumm. Das Geschlecht, das zum Teil in den Argonnen verkümmert ist, war nicht das einzige verlorene. Die Mehrzahl vermutlich des folgenden verkommt heute in der Krise. Die Leute, die Hemingway lesen, sind — ich würde eine Wette wagen — wohl oft keine dreißig Jahre alt. Ihnen wenigstens kann der Krieg nichts mehr als ein Lesestück bedeuten, und doch fühlen sie sich ebenso im Lebensnerv verstümmelt wie der Held von „The Sun also Rises“ (*Fiesta*). Sie sind die Geschlagenen, die Verratenen, die Enttäuschten, die nicht einmal mehr den Wunsch haben, einen Schuldigen aufzusuchen. Sie sind zu tief verwundet, um sich auf dem bequemen Weg der Logik zu helfen. Da die meisten großen Worte schon in sich zusammengefallen sind, werfen sie auch den Rest über Bord. Sie sind Rebellen.

✱

Wem sollen all diese jungen Leute ihr animalisches Vertrauen schenken, das unter all ihren tragischen Ablehnungen unversehrt geblieben ist . . . In Zeiten, wo von dem herrschenden System nur noch das chaotische Gebein offenliegt, rettet sich das stärkere Individuum entweder in eine Gemeinschaft zu irgendeinem Versuch einer besseren Ordnung oder, wie die Leute bei Hemingway, einfach in seine Instinkte! Ein solcher verzichtet, wie Hemingway es darstellt, auf jede „Weltrettung“. Er treibt einen Fetischkult mit seinem Triebleben, welches wenigstens ihn nicht betrügen kann, so wie seine Hände und Füße ihn nicht anlügen können. Zu dieser Gefühlswelt gehören Furcht vor, wie Interesse an dem Lebensende. Die stoische Lust am Kampf zusammen mit dem glücklichen Erlebnis des eigenen Leibes und der Muskeln: genau genommen ein Kult der bloßen Reflexe, der Aktivität, die durch Philosophie nicht angetastet werden kann. Der Held gelangt, wenn auch unmerklich, zum Primitiven und bis zum Tierischen, denn auf dieser Stufe allein schweigt die Kultur, die ihn betrogen hat. So darf er „gelassen“ an dem Zeiger der Uhr hängen, ein Einzelwesen, ein Zoon apolitikon sein. Als wirklicher Individualist verwirft er, mit jedem anderen Glauben, schließlich auch den Individualismus selber.

Er glaubt nur noch an die schlichten Dinge und nicht an die zusammengesetzten Worte. Alles, was nach Metaphysik oder Ethik schmeckt, lehnt er ab. Er sucht die Gesellschaft und sucht die Erlebnisse von Boxern, Gangstern, Athleten und Sportsleuten, die alle ein Leben rein sinnlichen Inhalts führen, dem Anschein nach abgetrennt von dem Hauptstrom ihrer Zeit. Er bekümmert sich vielleicht noch um die Lebensäußerungen der Tiere. Und über alles sucht er nach einem Helden, nach einem, der alles das mit Erfolg und aus dem Handgelenk tut, als Verkörperung und Formel dieses „Behaviour“, einer wirklichen künstlerischen Formel zugleich, aus der Zeit heraus in die Ewigkeit.

Er, Hemingway, treibt als ein solcher Held oben auf der Hefe Amerikas, so wie



Erwin Damaske

Der Klatsch

in anderer Art und mehr in der Tiefe *D. H. Lawrence* ein Erzeugnis der Industriegärung Englands war. Hemingway ist der Primitive unserer Zeit. Er beginnt so von neuem mit der Erzeugung von Gefühlen, wie seine amerikanischen Vorfahren einst mit den Erzeugnissen des Bodens begonnen. Er ist der Vorkämpfer von Herz, Nieren und Muskeln, er ist die stoische Rothaut. Er pfeift auf alles Frühere, für ihn ist alles wohl „sentimental“. Er faßt das Leben der Muskeln in eine ge-

meinverständliche und harte — Muskelprosa. Er ist Held, weil er dem Heldentum mißtraut. Er ist Prophet für die Glaubenslosen.

*

Vergleichen wir Hemingway mit einem großen Dichter, der vor mehr als einem Jahrhundert lebte, so gewinnen wir einen lehrreichen Einblick in die Art, wie ähnliche Epochen ähnliche führende Geister hervorbringen. Byron nahm in der Phantasie der jungen Europäer seiner Zeit eine auffallend analoge Stellung wie Hemingways Stellung von heute ein. Wir wollen den Vergleich wagen, der nur den starken Eindruck der beiden Persönlichkeiten auf ihre Zeit behandeln soll, denn ich will keineswegs einen Vergleich zwischen den Werken der beiden Autoren ziehen.

Byron wie Hemingway sehen sich beide berühmt bereits im Alter von fünf- undzwanzig Jahren, beide verlassen sie brüsk in der Jugend ihr Vaterland. Der Lord strebt nach Griechenland und Italien, Hemingway feiert Spanien. In Hellas findet Byron die Schicksalsbühne für seinen großen Kult der Freiheit, Hemingway entdeckt in Spanien die Tempel für seinen Kult der Gewalt. Beide lassen sich von dem Glanz und Ruhm des Soldatenlebens anziehen, und beide sind enttäuscht. Beide sind hochgezüchtete Exemplare der Männlichkeit und beide exhibieren eine Athletik, die ihnen beiden — und zwar dem Lord zur Freude, dem mittleren Westler zum Ärger — eine Tenor-Popularität unter den gebildeten jungen Damen einträgt. Beide zieht es nach wildromantischen Orten: Byron in das Schweizer Hochgebirge und an die Küsten von Hellas, Hemingway nach dem fernen Montana.

Aber diese plutarchischen Parallelen sind doch nichts neben der tieferen Ähnlichkeit, die aus der Weltgeschichte selbst entspringt. Byron ist das Erzeugnis der Zeit nach Napoleon. Seine herausfordernde Romantik kreist um die Brennpunkte des Aufruhrs, der Enttäuschung, der Bitterkeit, die Europa nach seinem ersten großen imperialistischen Bürgerkrieg überfluteten. Hemingway ist, ebenso deutlich, ein Produkt unseres zweiten Einsturzes. Die harte gespannte Art seiner Romantik bezeugt den Unterschied in dem geistigen Ton von 1825 und von 1925. Doch beide sind ausgesprochene Nachkriegserscheinungen, typisch für Zeiten einer gewaltsamen Umwertung der Werte. Aus dem Chaos rings um sie in ihre (leibliche) Innenwelt geflüchtet, überladen sie unabänderlich ihr Werk mit ebendemselben Chaos, dem sie entrinnen wollen. Byron sieht sich selbst als „Verdamnten“ an, seine Manfred-Geste ist dem etwas logischeren Hemingway unzugänglich. Doch beiden im Herzen liegt das gleiche tragische Gefühl der Niederlage, Leben erzeugend in einer brennenden Empörung.

Diese Empörung drückt sich in offener Herausforderung der herrschenden Sitte aus. Byron tut es mit der Grandseigneur-Geste des Lords, Hemingway mit der kleineren Kasuistik des hartgesottenen Reporters. Im Streit entwickeln sie beide einen glänzend bissigen Stil, und beide gehen sie in der Umgangssprache ihrer Zeit so weit — „als es die Postvorschriften zulassen“. Sie tragen das Herkunftszeichen so vieler auffallender Romantiker unserer Zeit: ein wie festgebanntes Interesse an den verstiegensten Problemen der Sexualität. Beide höhnen sie ihre Verkommenheit mit einer gewissen wilden „morbidezza“. Byron trinkt aus



Walter v. Dreesen

Schädeln, Hemingway hat sein Vergnügen an irgendeinem netten kühlen „Krach“, an blutigen Spitalsszenen.

Die sittlichen Ziele der beiden, so unterschiedlich sie scheinen, sind doch praktisch verwandt, nicht nur in ihrer Romantik, sondern mit ihren inneren Widersprüchen. Byron ist immer hin- und hergerissen zwischen seiner ganz unzweifelhaft echten Liebe zu den großen Worten seiner Zeit, zu Freiheit, Geistesfreiheit,

Emanzipation, — und dem aristokratischen Zynismus eines Don Juan, der alle miteinander leugnet. In Hemingway lebt ein anderer Widerspruch. Er erklärt in seinem „A Farewell to Arms“ (*In einem andern Land*): „Solche abstrakte Worte wie Ruhm und Mut sind einfach obszön neben den konkreten Namen von Dörfern, Flüssen, den Nummern der Straßen und Regimenter, den Datierungen.“

Man sieht hier, wie ein Teil seines Wesens, seine hartgesottene Hälfte der großen Worte spottet, die sich als Schwindler erwiesen haben, indessen die andere Hälfte, sein „Parade“-Teil, verzweifelt nach einer neuen Gruppe von Phrasen sucht, die er dann vielleicht in dem spanischen „pundonor“ (Ehrensache) findet oder in dem mehr als romantischen Akzent, den er dem Lebensende gibt, und vielleicht in jener ganzen Sprache der Enttäuschung!

Die Wertskala der Hemingway und Byron steigt gleicherweise auf zu Leidenschaft, Tat und Gewalttat. Beide verehren den Sport, Byron zum Teil wegen seines Klumpfußes und seiner Erziehung zum Tory und Landedelmann. Die Fähigkeit gründlicherer Erwägungen geht beiden ab. Goethes oft zitiertes Wort über Byrons geistige und Denkfähigkeit gilt in einem gewissen Grade von Hemingway. Die Gleichgültigkeit vor jeder verstandesmäßigen Analyse ist ja mit ein Grund der besonderen Energie und fortreibenden Kraft in den Werken beider Dichter. Beide bewundern das adlige ritterliche Individuum (*Nothing ever happens to the Brave — Dem Tapferen stößt nichts zu*). Sie glauben an die höheren Fähigkeiten einer gezüchteten Kaste. Byron findet es in seinen etwas zweideutigen Fürsten aus dem Orient, Hemingway in seinen „Matadoren“. Eine echte Blutsverwandtschaft verbindet Manolo, den unbesiegten Stierkämpfer, mit den „Korsaren“ und dem „Gjaur“ Byrons. Die Verehrung einer hochgezüchteten, hochmütigen Kaste ist ganz natürlich bei einem Mann starker und positiver Gefühle. Ein solcher wird — ob ein Lord vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts oder ein „Mittlerer Westler“ aus dem zwanzigsten — keinerlei Gefallen an der Banalität bürgerlicher Kultur finden.

*

Ich will hier nicht davon sprechen, inwieweit Hemingway, rein literarisch genommen, einer unserer besten amerikanischen Schriftsteller ist. Ich wollte nur hindeuten auf seine soziale Funktion, auf seine Bedeutung für die amerikanische Verhaltungstechnik. Wie Byron drückt er die Sehnsucht einer Generation aus, soweit sich diese wirklich verloren gibt und dabei doch zu einem Lebensweg aufblicken möchte, der bei allem noch Mut und „Farbe“ bietet. Byron wie Hemingway haben ein natürliches Können in der Schaffung einer Aura von Gewalttat, Laune, Unabhängigkeit. Sie schmeicheln der Vorstellung jener Leser, die (nach Charles du Bos wunderbarem Wort) „das Bedürfnis nach Tragik“ haben. Diese Sucht nach dem Schicksalhaften — *amor fati* —, dieses Hetzen hinter dem Gewalttätigen, Dunkeln, sogar der Vernichtung . . . ist eine glänzende, oft in der Wirkung schöne, aber doch klinisch deutliche Krankheit der Phantasie, auftretend in jedem sozialen Verfall. Und oft sind es gerade die hinreißendsten Schriftsteller einer Zeit — unser amerikanischer Robinson Jeffers kann da mitzählen —, die an dieser Krankheit leiden. Zu ihnen gehört zweifellos auch Ernest Hemingway.



Knabenorchester

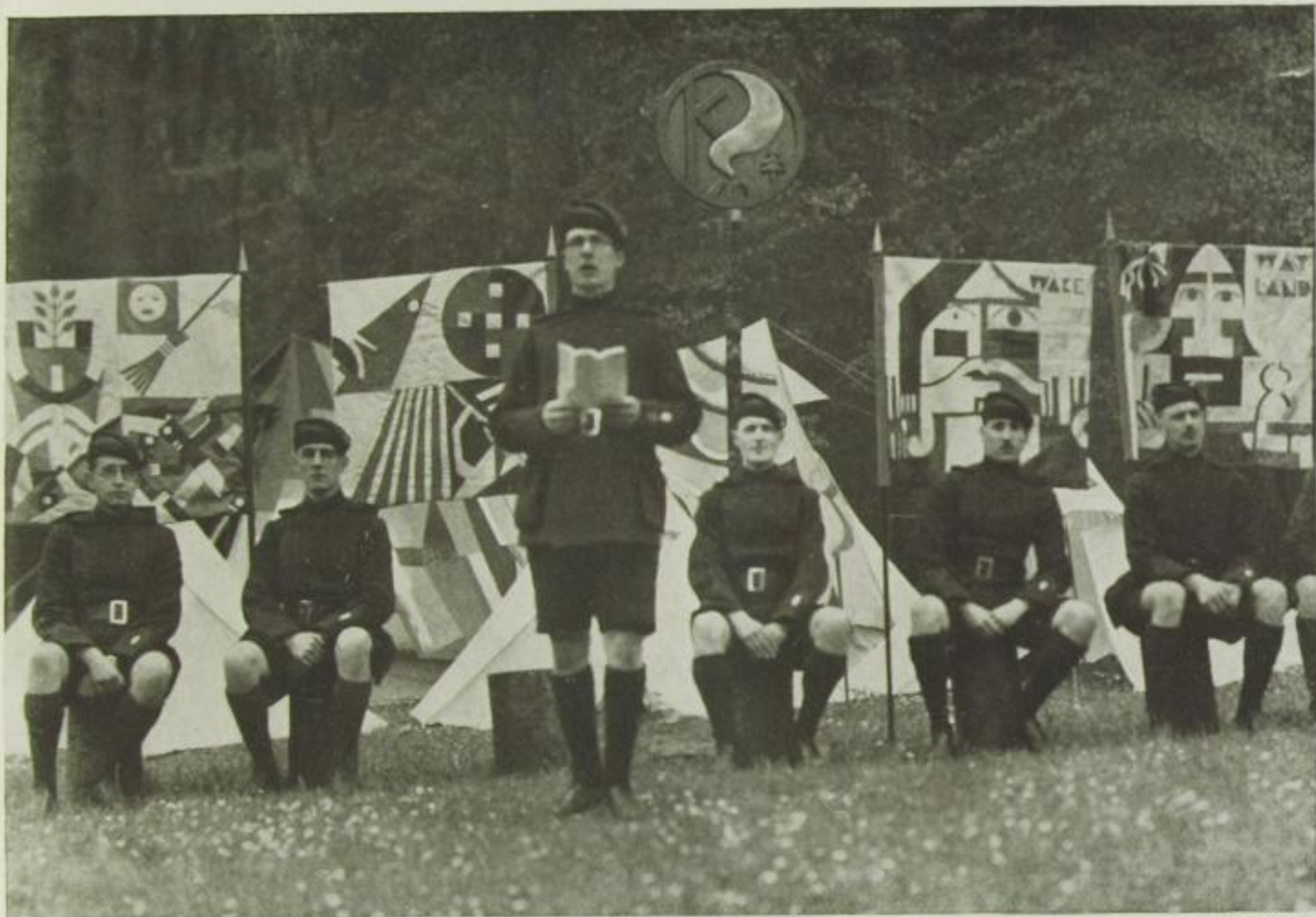
Von der alten Armee



Zapfenstreichprobe



Trommelübung



Lubinski

Offiziere des „Kibbo Kift“ („Der Starke“), eine politische Vereinigung Englands, ursprünglich ein Bund von Naturschwärmern



Erich Grisar

Schaufenster in Düsseldorf



Gardemusik in Amsterdam

Gardemusik in Amsterdam

Militärmusik

Von

H. H. Stuckenschmidt

Der Brauch, mit klingendem Spiel in die Bataille zu ziehen, ist sehr alt. Ja, die Ursprünge der Musik sind untrennbar mit dem Material des Jagd- und Kriegshandwerks verknüpft. Aus der schwingenden Saite des Bogens, wenn der tödliche Pfeil ihm entschleudert ist, entsteht die Gattung der Zupf-Instrumente. Das älteste und größte Symbol liefert das Alte Testament, wenn es die Befestigungen von Jericho unter dem Erzklang der Posaunen zusammenbrechen läßt. Nicht die akustische Wirkung erschüttert hier Mauern, sondern die moralische, die in den Herzen der Truppe „cette généreuse exaltation, cette sublime intrépidité“ zu wecken vermag, „qui fait les héros et assure la victoire“. Der Straßburger *Johann Georg Kastner*, ein Zeitgenosse der Romantiker und tüchtiger Erforscher populärer Musik, hat in seinem „Manuel Général de la Musique Militaire“ als erster diese Wirkungen untersucht und dabei die zitierten Wendungen gebraucht. Sein Buch, obgleich 1848 erschienen, ist bis heute das wichtigste Quellenwerk der Musica militans geblieben. Er verfolgt sie bis in ihre Anfänge, historisch und philosophisch, er beschreibt die Trompetensignale, von denen die Bibel spricht, nennt Ägypten und Hellas, dringt über Rom ins Europa des Mittelalters und der Kreuzzüge vor und liefert eine genaue Geschichte der neuzeitlichen Militärmusik. Seine Grundthese ist in dem Satz zusammengedrängt: „Was vor allem die Musik als eine Kunst von hervorragender Nützlichkeit erscheinen läßt, ist ihre außerordentliche Fähigkeit, kriegerische Gefühle zu entfesseln, Mut zu wecken, Tapferkeit zu erregen.“

★

Die Tradition der heutigen Militärmusik geht sehr weit zurück. Ein großer Teil der Regimentsmärsche zeigt die Merkmale bedeutenden Alters; die produktivste Zeit dürfte der Dreißigjährige Krieg gewesen sein, aus dem ja auch eine Anzahl heute noch gebräuchlicher Soldatenlieder stammt. Im Mittelalter bildet die Heermusik Zünfte von höchstem Ansehen; der damalige Militärmusiker stand gesellschaftlich weit über dem Virtuosen späterer Zeiten. Mozart und Haydn hatten Anstellungsverträge, die ihnen Lakaienrang zuwiesen; sie mußten an der Dienstbotentafel essen. Hingegen waren die mittelalterlichen Zünfte der Hof- und Feldtrompeter sowie der Heerpauker „ritterlich frei“; die Mitglieder der späteren „Cameradschaften“ standen im Rang höherer Offiziere. (Heute ist es verschieden. Einige Länder stellen ihre Militärmusiker als Beamte an, also ohne militärischen Rang. Bei einigen haben die Dirigenten Offiziersrang, vom Leutnant bis zum Hauptmann. In Deutschland ist der „Musikmeister“ eine Feldwebelcharge.) Ein Reflex dieser bevorzugten Stellung war der 1871 von *Kosleck* in Berlin gegründete „Bläserbund“, eine Korporation von 100 ausgezeichneten Musikern, die unter dem Protektorat des Kaisers stand und als solche bei gewissen Festlichkeiten die Person des Monarchen vertrat. Das junge deutsche Kaiserreich war überhaupt

reichlich mit musikalischen Symbolen bedacht worden. Zwar hatte *Richard Wagner* für seinen als Siegesmusik und Nationalhymne geplanten Kaisermarsch 1871 wenig Gegenliebe bei den zuständigen Stellen des Reichs gefunden, obwohl das Stück es an Zündkraft mit den meisten patriotischen Musiken der Deutschen aufnehmen kann. Man zog es vor, den Kaiser nach der Versailler Proklamation mit den schmetternden Fanfaren des Hohenfriedbergers zu ehren, womit sich freilich auch die Huldigung für einen andern Hohenzoller verband: für *Friedrich den Großen*, der ihn komponiert hat.

Die wesentlichsten Reformen innerhalb der preußischen Militärmusik waren damals schon durchgeführt. Ihr Vorkämpfer und leidenschaftlicher Anwalt war *Wilhelm Friedrich Wieprecht*, ein Musiker von Phantasie und bedeutenden technischen Kenntnissen, die er auch im Instrumentenbau betätigte. Von Wieprecht stammt die wichtige Erfindung der Baßtuba, wohingegen sein Prioritätsstreit mit *Adolphe Sax*, dem Vater des Saxophons, um die Erfindung der Ventilbügelhörner zu seinen Ungunsten entschieden wurde. Dieser ehrenwerte Wieprecht ist sozusagen auf dem Wege des Schocks zu seiner Karriere gekommen; er berichtet darüber selbst: „Als ich in Berlin zum erstenmal (1824) eine vollständig besetzte Infanteriemusik hörte, wurde ich von einem Gefühl ergriffen, von dem ich mir nie habe Rechenschaft geben können. War es der Rhythmus, die Melodie, die Harmonie oder die Verschmelzung dieser verschiedenen Elemente, die mich so gewaltsam erschütterte? Als ich nun diese Militärkapelle auf ihrem Hinmarsch zur Wachtparade verfolgte und dort in geschlossenem Kreise die Ouvertüre zu Mozarts Figaro spielen hörte, da wurde es in meinem Herzen zum festen Entschluß, mich von nun an dem Fache der Militärmusik ausschließlich zu widmen.“

Das hat er getan. Er starb 1872 in hohen Ehren als Direktor der Garde-Musikkapelle. Seine Reform, das „System Wieprecht“, war eine Art Quellenrekonstruktion. Er kämpfte gegen die Gleichmacherei der Militärmusik-Arten. Die Infanterie, so lehrte er, soll im wesentlichen Signalthörner benutzen, der Kavallerie gebühren die leichten Trompeten, wohingegen die Jäger Anspruch auf Waldhörner begründen können. Ein besonderes Verdienst hat sich Wieprecht außerdem durch die Bearbeitung der Beethovenschen Symphonien für Blasorchester erworben.

* * *

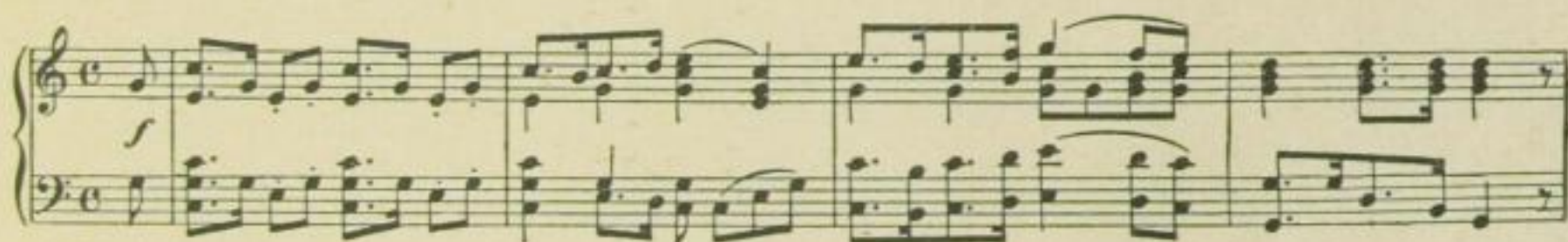
Militärmusik ist, von Signalen und Biwakliedern abgesehen, ausnahmslos Marschmusik. Sie ordnet den Schritt gleichgerichteter Menschentrupps, sie beflügelt den Gang und erleichtert Strapazen. Auch Pferde reagieren übrigens auf die Macht der Marsch-Rhythmen. Alle Militärmusik trägt, melodisch und rhythmisch, sehr ausgeprägten Nationalcharakter. Am deutlichsten wird das im Tempo ausgedrückt. Das Verhältnis ist bemerkenswert; Kalkbrenner teilt es, nach einer 1883 ausgeführten Umfrage, genau mit. Am trügsten marschieren die Japaner mit 110 Schritten in der Minute. Der deutsche Paradeschritt bringt es auf 112, Österreich auf 115 bis 118, Bulgarien, Holland, Schweden, Spanien und die Schweiz auf 116. Der Geschwindschritt der französischen, italienischen, belgischen und englischen Parade beträgt 120, der des zaristischen Rußland gar bis zu 124 in der Minute. Die Zusammensetzung wird geringfügigen nationalen Abwandlungen unterworfen. Wenn man von exotischen Spezialitäten wie dem schottischen Dudel-

sack-Chor absieht, ist nur erwähnenswert, daß Frankreich und Belgien schon seit Jahrzehnten, längst vor seiner Entdeckung durch die Jazzmusik, das Saxophon im Quartett besetzten (Sopran, Alt, Tenor und Bariton). Als einfachste Marschbesetzung für unbegleitetes Melodiespiel gilt überall der Trommler- und Pfeiferchor; die großen Kapellen verwenden oft bis zu sechzig Mann mit allen Abarten der Holz- und Blechbläser.

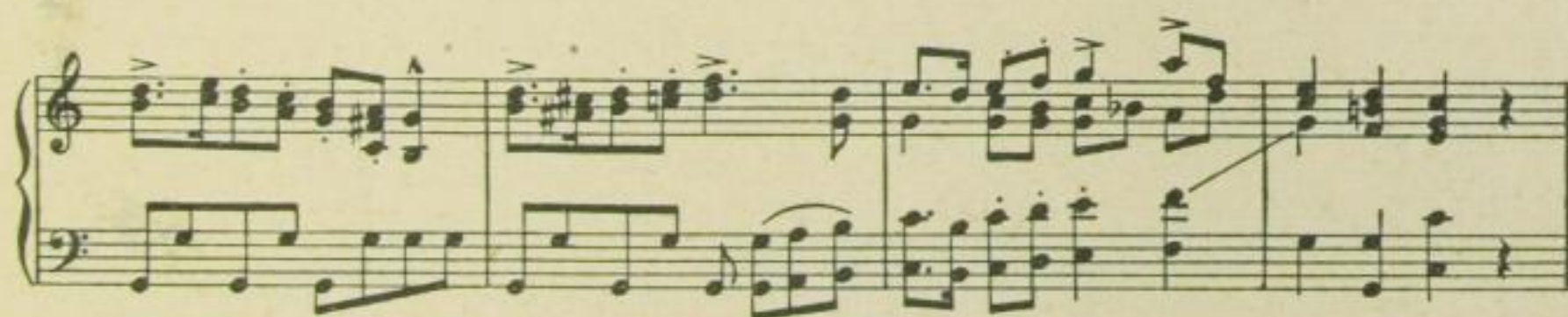
Wir dürfen uns, wenn wir feststellen, daß die deutschen Militärkapellen (Deutsch-Österreich eingeschlossen) die besten der Welt sind, auf das Gutachten *Jean Jacques Rousseaus* berufen, der in seinem Musiklexikon sagt: „Von allen europäischen Truppen haben die Deutschen die besten Instrumente; ihre Märsche und Fanfaren machen einen bewunderungswürdigen Eindruck.“ Hand aufs Herz, wer von uns hat nicht als Junge mit Begeisterung die Militärmusik vorbeiziehen sehen, welcher Musikliebende könnte sich der Wirkung dieser elementaren Rhythmen und klaren Melodien verschließen?

★

Zu den schönsten und ältesten Märschen rechne ich den *Dessauer*. Seine lapidare Einfachheit liegt nicht nur in dem altertümlichen Fehlen des langsamen Mittelsatzes, des sogenannten Trios, sondern vor allem in der konsequenten Verwendung des punktierten Rhythmus, der als Steigerungsmittel benutzt wird, indem er den Taktort wechselt. Sein Aufbau ist von wahrhaft spartanischer Art; die Viertaktgruppe



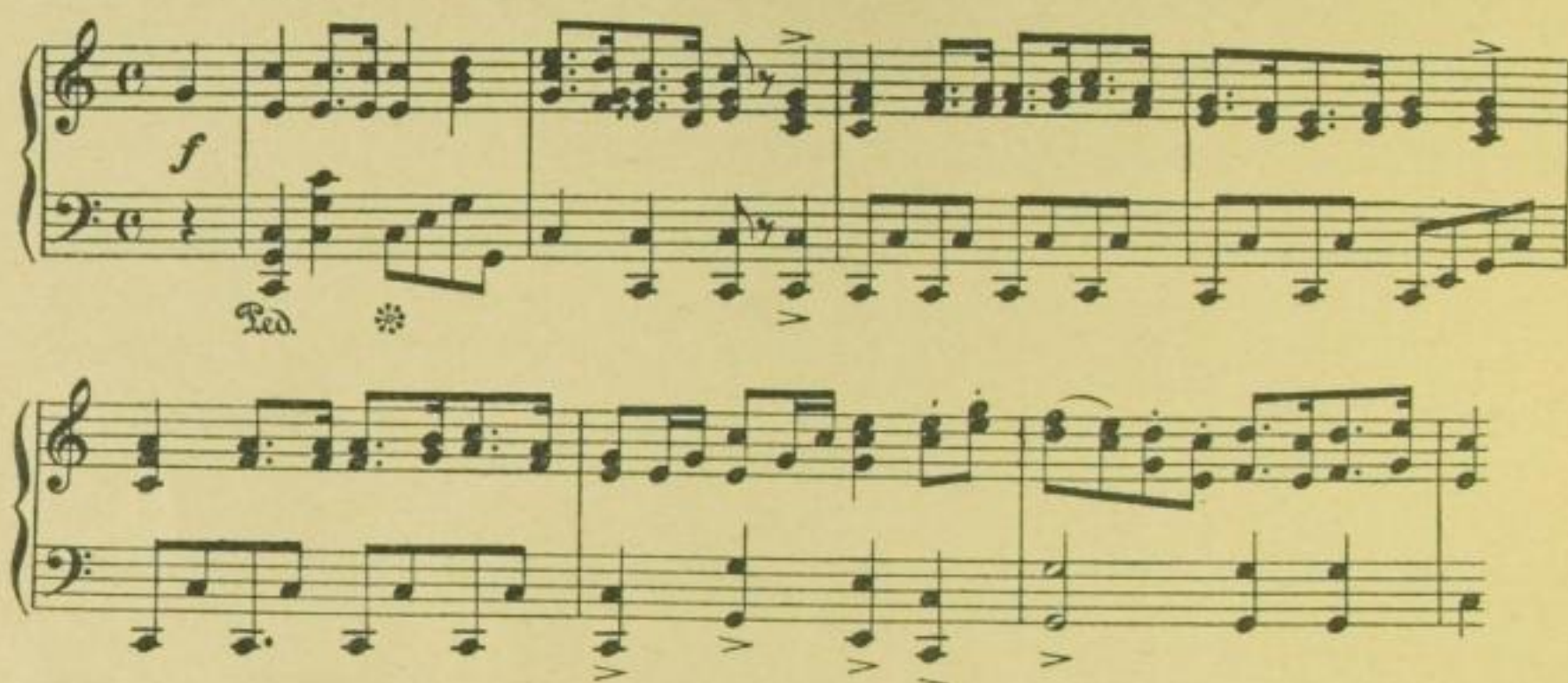
wird wiederholt, ihr folgen vier Takte, die von der Dominante in die Tonika zurückmodulieren



und ebenfalls wiederholt werden. Wieviel Echtheit und musikalische Wirkung mit so wenig Aufwand! Es ist übrigens der typische Trompetenmarsch, wogegen der Marsch der Freiwilligen Jäger aus den Befreiungskriegen (Heeresmarsch II, 239) trotz der Wieprechtschen These ausgesprochenen Holzbläser-Charakter zeigt.

Die altpreußische Tradition hat ihren großartigsten musikalischen Ausdruck in den Märschen Friedrichs des Großen gefunden, vor allem im *Hohenfriedberger*. Dieses Juwel der Marschliteratur ist wie der Dessauer ein C-dur-Stück

und auch nach dem gleichen Schema gebaut, nur mit verdoppelten Maßen. Acht Takten, die wiederholt werden,



folgen acht in der Dominante, die ebenfalls wiederholt werden. Übrigens sind diese Märsche, wie fast alle elementaren Rhythmen, Auftaktmelodien; man mißtraue aller Soldatenmusik, die auf dem guten Taktteil beginnt! Eine Fortsetzung der friderizianischen Tradition im strengen Sinne gibt es leider nicht; doch hat das 19. Jahrhundert einen Musiker hervorgebracht, der das musikalische Preußentum sehr kräftig und urwüchsig repräsentiert. Schon der Name des Mannes ist eindeutig, er heißt *Gottfried Piefke*, und sein Meisterwerk „Preußens Gloria“ rechne ich zu den schönsten Märschen der Welt, obgleich manche seinen „Sturm auf die Düppler Schanzen“ vorziehen. In diese Reihe gehört, trotz fehlendem Auftakt, der schöne Torgauer Parademarsch, dessen Trio man zu den sublimsten Trompeten-Melodien zählen darf.

Ich weiß nicht, welche Märsche die Österreicher gespielt haben, als sie gegen Preußen die Schlacht bei Torgau verloren; doch soviel ist sicher: die Niederlage wäre ihnen erspart geblieben, wenn damals schon der *Radetzky*-marsch von *Johann Strauß Vater* existiert hätte. Das hinreißende Stück ist ein durchaus anderer Typus Soldatenmusik als die ernsten, gleichförmigen Armeemärsche preußischer Art; die graziösen Stakkato-Vorschläge des ersten Themas deuten auf eine leichtere, südlichere Lebensart, die scharfen Modulationen auf Wagemut und rasche Entschlußkraft. Wieviel Kühnheit aber, wieviel kecke Reiterlaune spricht erst aus dem Trio mit seinem blitzenden Sextenaufstieg, dem Triller im vierten und dem Mordent im sechsten Takt!



Ein interessanter Sonderfall ist der beliebte, auch außerhalb Österreichs populäre echte *Deutschmeistermarsch* („Wir sind vom k. und k. Infanterieregiment“), der den Auftakt verdreifacht.

Dem gleichen österreichischen, mit mährisch-tschechischen Volksliedfloskeln durchsetzten Marschtypus gehört auch *Fučíks* berühmter *Einzug der Gladiatoren* an, ein triumphales Stück Musik, über das Peter Altenberg bekanntlich Tränen vergossen und Hymnen der Begeisterung geschrieben hat. Auf österreichische Einflüsse deutet auch das bezaubernde zweite Thema des „Pariser Einzugsmarschs von 1814“.



Den Ford der Marschkomposition haben die Vereinigten Staaten in *John Philip Sousa* hervorgebracht, der kürzlich fast achtzigjährig gestorben ist. In ihm verbinden sich spanische und deutsche Elemente zu einer höchst fruchtbaren Synthese. Unter den rund hundert Sousemärschen, die er reisend mit seiner eigenen Kapelle in der ganzen Welt zu propagieren pflegte, hat die „Washington Post“ den stärksten Dauererfolg errungen, sie gehört zu den klassischen Werken des Genres.

Alle großen Musiker haben den Militärmarsch geliebt. Von *Gustav Mahler* weiß man, daß er imstande war, dringende Arbeiten zu unterbrechen, um in hellem Entzücken der Blasmusik zu lauschen. In vielen seiner Kompositionen stehen die Denkmale dieser Liebe; das größte in dem dreiviertelstündigen Marsch, mit dem die 3. Symphonie anhebt. *Beethoven* hat 1809 „zum Caroussel an dem glorreichen Namensfeste Ihrer kais. kön. Majestät Maria Ludovika in dem kais. kön. Schloßgarten zu Laxenburg“ zwei F-dur-Märsche für Militärmusik geschrieben, deren erster als Marsch des Yorckschen Korps 1813 berühmt geworden ist. Mehr lyrischer Art, doch von unwiderstehlichem melodischen Reiz, sind die *Schubertschen* Militärmärsche, besonders der erste berühmte in D-dur. Wie leicht übrigens klassische Musik in den Verdacht der militanten Absicht kommen kann, beweist der Fall jenes alten französischen Soldaten, der im Konzert beim Eintritt des C-dur-Themas im Finale der Beethovenschen Fünften laut ausrief: „Vive l'Empereur!“

★

Der modernste Typus ist Marschmusik mit gesungenem Text. Zwar haben die jungen Musiker des Donaueschinger Kammermusikkreises für die Fürstenbergische Militärmusik Kompositionen geliefert, von denen *Hindemiths* Variationen über „Prinz Eugen, der edle Ritter“ den Vogel abschossen. Aber die Liebe des Volks gilt den Kampfliedern für soldatische Verbände aller politischen Richtungen. Auch hier ist also die Idee des „aktiven Musizierens“ eingedrungen; man will nicht nur hören, sondern selbst mitsingen. Die Form und Gestaltenwelt dieser politischen Gesänge ist ohne das Vorbild des Militärmarschs nicht zu denken. Als rhythmisches Novum sind die eingeschobenen Verkürzungen zu buchen, Zwei-vierteltakte in Vierviertelstücken, die dem formalen Aufbau einen irrationalen Zug von Überraschung, Aufruhr und gebändigter Regelwidrigkeit verleihen.

Vom Drehbuch

Von

Patricia Collinge (New York)

„Nein“, sagte der Theatermanager, „dieses Stück kommt für uns gar nicht in Frage. Es gefällt mir übrigens, und wenn die Verhältnisse besser wären, würde ich einen Versuch wagen, aber so wie die Dinge jetzt liegen — unmöglich!“

„Aber warum nicht, wenn es Ihnen gefällt?“ fragte der Autor.

„Es wäre kein Kassenstück.“

„Kein Kassenstück? Meinen Sie, daß das Publikum . . .?“

„Ach nee“, sagte der Manager, „aber die Filmgesellschaften kaufen so was nicht, mein Lieber.“

„Die Filmgesellschaften? Ich habe es doch für die Bühne geschrieben!“

Der Manager rückte ungeduldig hin und her: „Gewiß, das ist ja doch der Haken daran. Das Stück hat nicht die leiseste Aussicht, als Film gekauft zu werden.“

„Das lag auch gar nicht in meiner Absicht“, sagte der Autor gekränkt. „Da hätte ich es ja gleich als Drehbuch abgefaßt und nach Hollywood geschickt.“

„Das hätte Ihnen nichts genützt.“

„Nein, wieso?“

„Weil es ja doch zuerst ein Theaterstück sein müßte.“

„Ich verstehe nicht“, sagte der Autor.

Der Manager seufzte: „Es muß doch für den Film bearbeitet werden, nicht? Wie kann es bearbeitet werden, wenn es nicht zuerst ein Theaterstück ist?“

„Aber . . .“ begann der Autor.

Der Manager zog heftig an seiner Zigarre.

„Jetzt hören Sie mir mal zu“, sagte er resigniert. „Die Filmgesellschaften wollen einen Film drehn. Infolgedessen schauen sie sich nach einem guten Theaterstück um, das man bearbeiten könnte. Wenn nun gerade ein Stück läuft, das eine gute Filmhandlung hat, kaufen sie es und richten es für den Film ein.“

„Aber wenn sich der Stoff für den Tonfilm eignet, wäre es doch besser, die Leute würden es gleich als Drehbuch kaufen?“

„Nee, nee“, sagte der Manager, „es muß bearbeitet werden.“

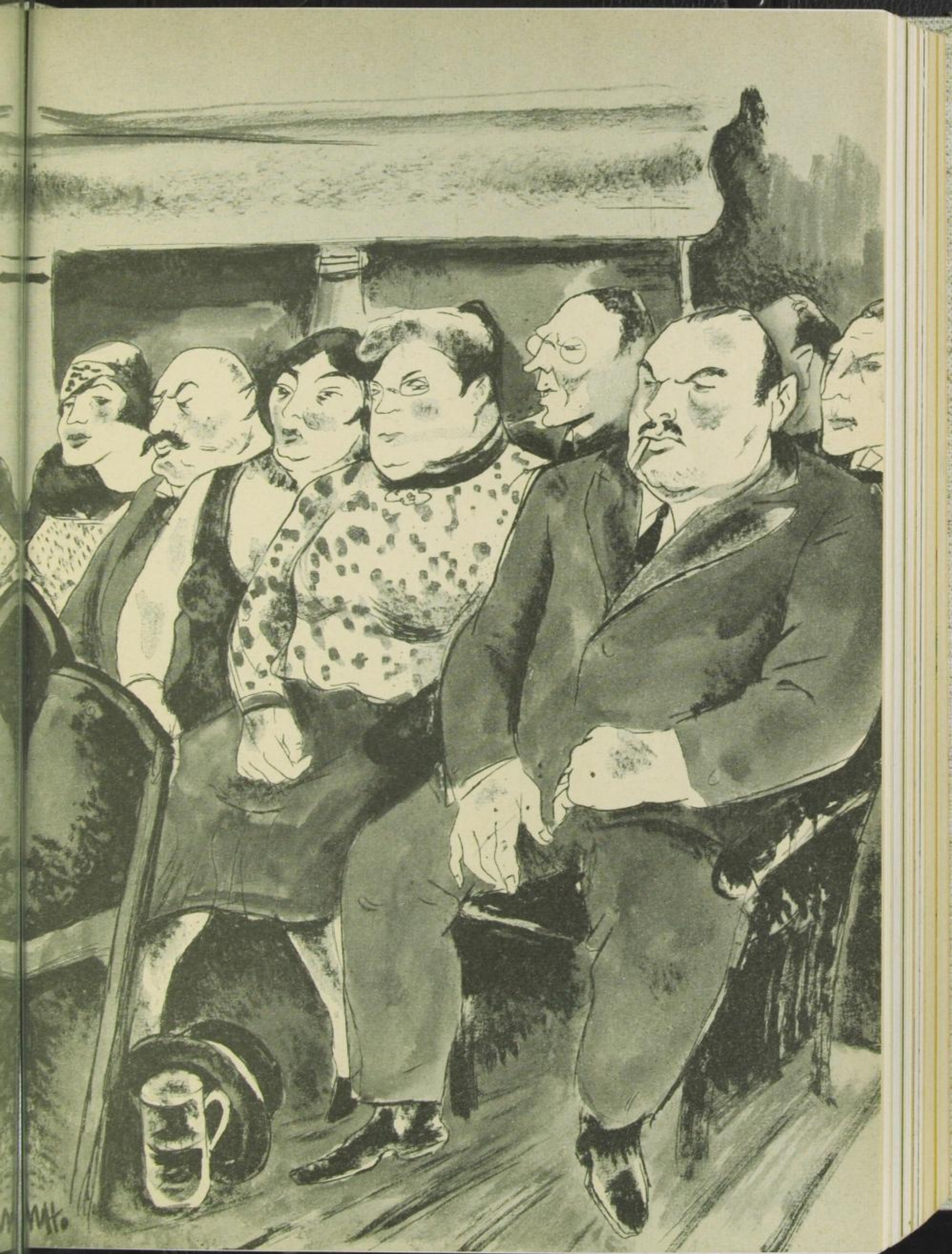
„Es würde aber doch“, fuhr der Autor hartnäckig fort, „mir und den andern sehr viel Mühe ersparen, wenn ich eine für den Tonfilm passende Handlung gleich in der geeigneten Form verfasse und direkt an die Leute sende. Das wäre doch weit besser, in jeder Beziehung, denn was sich für den Tonfilm eignet, paßt doch nicht für das Theater.“

„Ach, das würde nichts machen“, sagte der Manager.

„Nein?“ sagte der Autor.

„Durchaus nicht. Sie schreiben es ja doch nicht für die Bühne, sondern für den Film.“

„Ich verstehe nicht.“



„Hören Sie, Sie wollen, daß Ihr Stück aufgeführt wird, nicht? Da müssen Sie eben etwas schreiben, was als Tonfilm zieht.“

„Das will ich aber gar nicht“, sagte der Autor.

Der Manager starrte ihn an.

„Ich wollte doch gerade, daß es als Theaterstück zieht.“

„Beim Theater können Sie damit nichts machen, wenn's nicht was für den Tonfilm ist“, sagte der Manager, und schüttelte energisch den Kopf. „Höchstens bei den Staatstheatern, vielleicht, aber für ein *richtiges* Theater müssen Sie ein Stück mit einer guten Filmhandlung schreiben. Etwas, woraus man ein Drehbuch machen kann.“

Der Autor überlegte: „Aber wozu eigentlich ein Drehbuch? Wenn mein Stück für den Tonfilm geeignet ist, könnte es doch direkt nach meinem Manuskript gedreht werden.“

„Nee“, sagte der Manager, „die Leute brauchen nichts als die Grundidee. Das Drehbuch machen sie sich selbst.“

„Aber Tonfilme haben doch die gleiche Form wie Bühnenstücke?“

„Gewiß doch“, sagte der Manager, „aber sie werden erst nachher so eingerichtet, wenn das Drehbuch daraus gemacht ist.“

„Sie meinen, daß ich dann das ganze nochmals schreiben müßte?“

„Sie nicht, das würde natürlich jemand anderer tun.“

„Das heißt, es wieder in die ursprüngliche Form zurückbringen, wie?“

„Nein, nicht so, wie es vorher war“, sagte der Manager. „Es muß Dialog hinein.“

„Aber es hat doch Dialog“, sagte der Autor.

„Ja, aber es muß Tonfilmdialog haben“, sagte der Manager, „der ist ganz anders.“

„Wie anders?“

„Na, anders, für den *Film*.“

„Lassen Sie mich das erst mal verdauen, bitte. Also Sie wollen mein Theaterstück nicht kaufen, weil es für den Film ungeeignet ist. Aber, wenn es genau das wäre, was man braucht, müßte es abgeändert werden.“

„Natürlich“, sagte der Manager.

„Und es ist nichts für die Bühne, weil es beim Film nicht ziehen würde, und würde es beim Film ziehen, so müßte es für die Bühne geschrieben sein. Wäre es aber für die Bühne geschrieben, dann könnte man es ohnehin nicht verwenden.“

„Ja, es müßte natürlich bearbeitet werden.“

Der Autor schwieg.

Dann ergriff er seinen Hut und das Manuskript und ging auf die Tür zu.

„Warum ändern Sie's nicht ein bißchen um“, sagte noch der Manager, „und bringen es mir wieder?“

„Nein, ich will mit Theaterstücken nichts mehr zu tun haben. Ich werde etwas einfacheres schreiben, vielleicht ein Buch.“

Der Theatermanager nickte beifällig: „Warum nicht, die Leute machen auch Filme aus Büchern.“



Georg Alexander und Hans Albers in einem Film von 1918



Emil Jannings, Paul Hartmann, Werner Krauß, Max Gülstorff (1918)



Publikum einer ungarischen Wanderschmierre

Weltrundschau



Hilde Koerber, Walter Franck, Alexander Granach in Richard Billingers Drama
„Rosse“ (Staatstheater, Berlin)



Wolfgang Liebeneiner, Luise Ullrich, Willi Eichberger im Schnitzler-Film „Liebelei“
(Regie: Ophüls)



Rembrandt

Lil Dagover 1920



Berlinerin 1933

Hedda Walther

Der rätselhafte Rockefeller

Von

Ferri Pisani

Wenn derjenige ein ungewöhnlicher Mensch ist, der, von der Nähe besehen, alle Vorstellungen, die man sich aus der Entfernung von ihm macht, über den Haufen wirft, dann ist John Davidson Rockefeller ein ungewöhnlicher Mensch. Von all den Schilderungen des Petroleumkönigs entsprechen die wenigsten der Wirklichkeit. Was hat man diesem Reichsten der Reichen alles angedichtet! Worte, die er nie gesprochen, Handlungen, die er nie getan, Gefühle, die er nie empfunden hat. Deshalb ist es auch keine leichte Aufgabe, das um das größte Vermögen der Welt wuchernde Sagendickicht auszujäten.

Wochenlang habe ich dem „Old man“ aufgelauert, im „Temple“, im Freien, auf seinen Spaziergängen, sogar in seinem eigenen Haus. Und trotz aller Kniffe und Bestechungen ist es mir nur ein einziges Mal gelungen, mich dem großen Mann zu nähern. Und auch da dauerte mein Gespräch mit ihm kaum drei Minuten.

Es war auf dem Rasenplatz, wo der alte Mann seine tägliche Golfpartie zu machen pflegte. In grauer Hose und grauen Strümpfen, die langen, mageren Arme durch den Stock noch verlängert, bereitete er gemessen den Schlag vor, der die kleine, weiße, harte Kugel über ein winziges Flößchen schleudern sollte. Ein Privatdetektiv, der den Sack mit den eisenbeschlagenen Stöcken trug, spielte den Caddy.

Ich ging, vom Haushofmeister des Petroleumkönigs begleitet, auf die beiden zu. Bald war ich nahe genug, den Ausdruck dieser Pergamentmaske genau betrachten zu können, in der zwei kleine Äuglein ununterbrochen hin und her rollten, wie auf der Lauer vor unsichtbaren Gefahren. Jetzt hörte ich auch seine Stimme. Er erzählte dem Detektiv eine Anekdote, die sehr komisch sein mußte, denn der Alte lachte dazu ein trockenes Lachen.

In diesem Augenblick bemerkte er mich. Das ihm vertraute Gesicht an meiner Seite beruhigte ihn. Er wandte sich zu mir und sah mich belustigt an:

„Wie alt sind Sie?“ fragte er ganz unvermittelt.

Ich nenne mein Alter.

„Verheiratet?“

„Ledig.“

„Dann müssen Sie eben heiraten, mein Junge! . . . Welchen Beruf?“

Man hatte mich vorbereitet: „Buchhalter, Sir“, sagte ich devot.

„Wieviel verdienen Sie? — Wo wohnen Sie? — Um wieviel Uhr stehen Sie auf? — Haben Sie Ersparnisse gemacht? — Gehen Sie in die Kirche? — Trinken Sie? — Rauchen Sie?“

Alle diese Fragen beantwortete ich denkbar harmlos.

„Sie sind mir sympathisch, junger Mann“, schloß der Alte. Dabei tastete er in die Tasche seiner Wollweste und zog ein funkelnagelneues silbernes Zehncentstück heraus, das er mir reichte.

„Ich will etwas für Sie tun“, sagte er tiefernt. „Sie haben keine Ersparnisse? Sie müssen welche machen, mein Junge! Nehmen Sie diese zehn Cent und eröffnen sie sich morgen ein Bankkonto damit. Das Geldstück wird Ihnen Glück bringen.“

Diese humoristische Einleitung, denn anders als humoristisch war sie ja wohl nicht aufzufassen, ermutigte mich, nun selbst vorzustößen: „Herr Rockefeller, darf ich Sie fragen . . .“

Dieses Wort *Fragen* allein schien dem Petroleumkönig eine jähe Angst einzujagen. Eine derartig rasche, vollkommene Veränderung eines Gesichts habe ich noch nie gesehen. Seine kleinen Äuglein mit dem schelmischen Ausdruck rollten plötzlich angsterfüllt hin und her. Ohne daß Rockefeller seinem Detektiv auch nur ein Wort zu sagen brauchte, erfaßte dieser sofort die Lage und stellte sich zwischen seinen Herrn und mich, während der Alte sich eilig entfernte, allerdings nicht ohne sich mehrmals umzusehen und sich zu überzeugen, daß sein Rücken gedeckt war.

„Solange er Sie ausgefragt hat“, sagte der Haushofmeister, „ist alles gut gegangen. Aber Sie wollten ihn auch ausfragen! — Er lebt in einer ständigen Angst vor Narren, Bittstellern und Journalisten. Und das ist nur zu verständlich. Kein Tag vergeht, ohne daß irgendein Irrsinniger versucht, sich ihm, der verkörperten Macht des Geldes, zu nähern. Und unter diesen Verrückten gibt es mitunter auch gefährliche, die Bomben in der Tasche haben. Die Bittsteller sind noch zahlreicher, wie Sie sich denken können. Sie schreiben ihm aus allen Enden der Welt. Viele machen sogar die Reise bis hierher, ein ziemlich zweckloses Unternehmen übrigens, denn Rockefeller hat sich von einer persönlich vorgebrachten Bitte noch niemals rühren lassen. Aber am meisten beunruhigen den alten Herrn die Journalisten. Die kann er nicht arre- tieren lassen, und ihre Hartnäckigkeit ist um so größer, als sie genau wissen, daß ihnen nichts passieren kann. Ich glaube übrigens nicht, daß Rockefeller in seinem ganzen Leben je ein Interview bewilligt hat. Nicht einmal als die Standard Oil wegen Verletzung der Trustgesetze belangt wurde. Und in diesem kritischen Augenblick hätten einige der Presse gegebene Erklärungen großen Einfluß auf die öffentliche Meinung haben können. Aber er zog sich, wie immer, auch damals in seine Ver- schlossenheit zurück. Und ich kann mir nicht denken, daß er sie je verlassen könnte.“

Aber was lag an einem verfehlten Interview? Weit mehr als Worte erschließen uns Rockefellers Taten sein wahres Wesen. Es ist kompliziert. Die Einfachheit des Amerikaners ist Bluff.

★

Viele stellen sich den berühmten Old man mit den Zügen des klassischen Geiz- halses vor. Neunhundert Millionen Dollar! Das größte Vermögen der Welt! Seht ihr ihn vor euch, diesen Krösus, wie er auf Ballen voll Banknoten sitzt, die Hände in Haufen Goldes vergraben, oder — moderner — fieberhaft in Aktien, Nominalen, Obligationen, Bons, Wertpapieren und wieder Wertpapieren wühlend? — Da irrt ihr euch aber sehr! Hier der Bericht eines Mannes, der über ein Vierteljahrhundert einer von John D.s Privatsekretären war:

„Ich kann mich nicht erinnern, in den Händen des großen ‚Boß‘ je eine größere Summe gesehen zu haben. Er hat seit jeher nur Zehncentstücke bei sich getragen, die aber mußten neu sein. Führt ihn der Zufall mit einem Polizisten zusammen, einem Straßenkehrer, Handlungsgehilfen oder sonst irgendeinem Passanten, dann stellt ihm der Petroleumkönig eine Reihe von Fragen, immer dieselben, worauf er, so sicher wie das Amen im Gebet, dem Befragten ein ‚dime‘ reicht, das er stets mit den unwandelbar gleichen guten Wünschen begleitet. Und was seine Papiere betrifft — sein Gesamtvermögen war damals beweglich —, so hat Rockefeller nie persönlich mit ihnen hantiert. Lange lagen seine neunhundert Millionen in einem Dutzend New Yorker Kreditinstitute im Depot. Im Jahre 1900 bekam ich den Auftrag, eine eiserne Kasse, welche die ganzen Wertpapiere zu fassen vermochte, in das Souterrain einer Bank von Wall-Street schaffen zu lassen. Dort wurde eine feuer- und bomben- sichere Panzerkammer gebaut. Darin hatten sechs um einen Tisch sitzende Männer



Eduard Braun (Holzschnitt)

bequem Platz. Hier schnitt ich gemeinsam mit zwei anderen Sekretären die fälligen Kupons. Damit hatten wir allmonatlich eine ganze Woche zu tun. Ein einziges Mal während der ganzen zwanzig Jahre begleitete mich der große ‚Boß‘ auf mein Bitten in den Panzerraum. Er blieb kaum drei Minuten, warf einen vollkommen interesselosen Blick auf seine neunhundert Millionen, sagte ‚All right! very nice!‘ — und weg war er.“

Da die Volksphantasie keinen Geizhals in ihm hassen konnte, suchte sie nach irgendeinem ungeheuren Unglück, dessentwegen man ihn hätte bedauern können (der Neid ist nun einmal so). Man schilderte uns Rockefeller von irgendeiner furchtbaren Krankheit zerfressen, ganz kahl, mit einem Affengesicht, den Magen verätzt

und unfähig, anderes zu vertragen als gewässerte Milch. Ah! Da hatten es doch die Armen besser! — „Das Geld ist nicht alles, mein Sohn! Schau dir John D. an! Mit seinem ganzen Geld ist er nicht imstande, ein Rumpsteak zu vertragen, wie wir es heute mittag essen werden! Ich möchte nicht in seiner Haut stecken wollen! Es gibt keinen bedauernswerteren Menschen als ihn!“

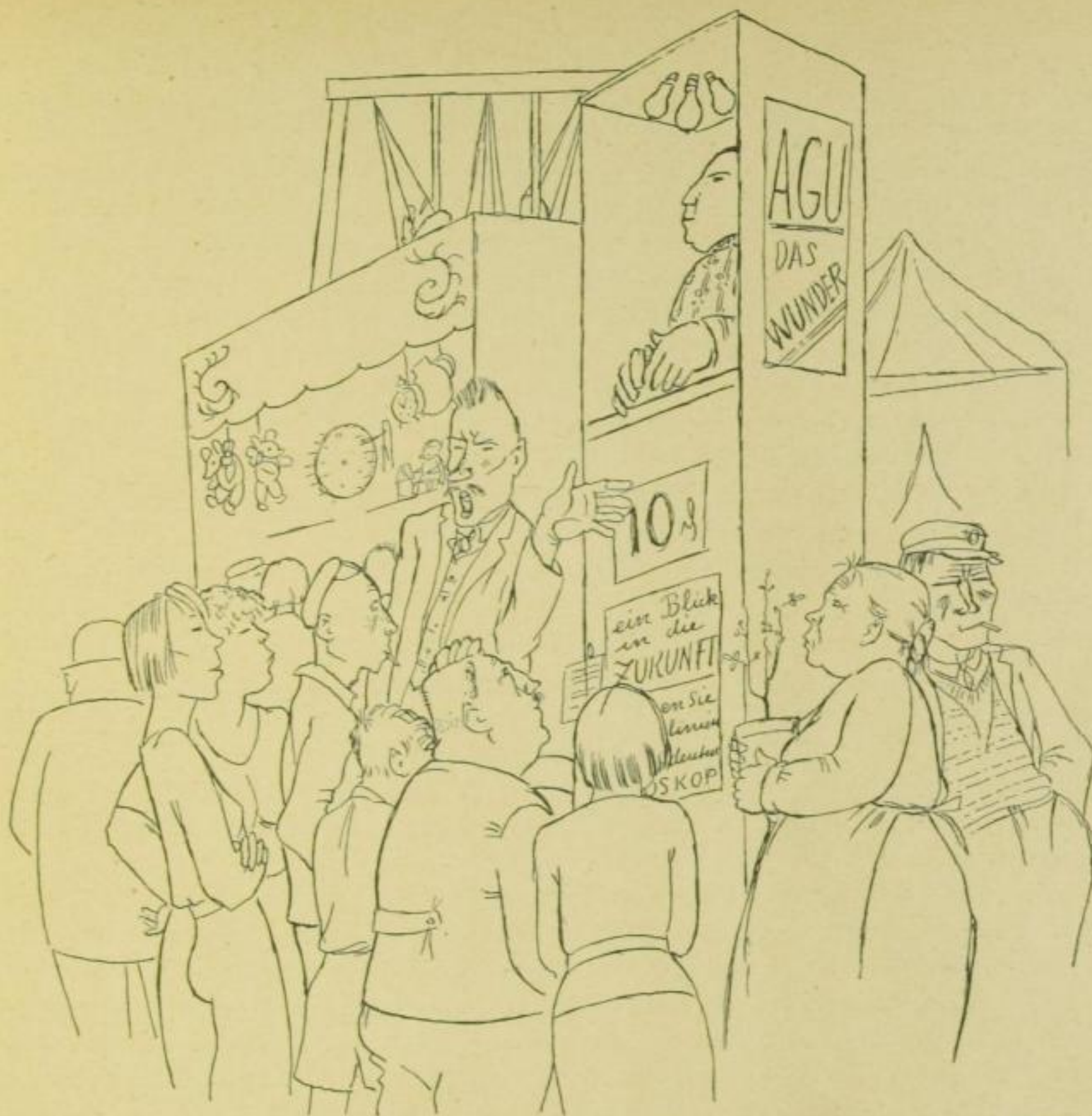
Dieses Porträt vom Vater der Trusts ist recht düster. Gewiß, sein Gesicht ist recht runzlig, aber, wenn man über neunzig ist! — Rockefeller ist kahl? — Viel Jüngere sind es auch. Und sein empfindlicher Magen? Der Old man ist mäßig; er ißt wenig. Aber ob er das wenige auch verdaut? — Glaubt nur ja nicht, daß der Petroleumkönig ein Jammerbild ist. Ganz im Gegenteil! Er ist heiter. Wenn er nicht ein solches Format hätte, könnte man fast sagen: „Ein spaßiger Kerl!“

Kommt er mit jemandem zusammen, der weder ein Narr, noch ein Bittsteller, noch ein Journalist ist, beginnt er sofort Witze zu erzählen. Keine Pfarrergeschichten, denn der Erzähler ist Protestant. Es sind Pastorengeschichten. Was den Alten übrigens nicht hindert, seiner Kirche treu zu sein und notfalls selbst zu predigen. Aber selbst seine Predigten lächeln. Der einzige Schriftsteller, den er versteht, gutheißt und bis zu Ende gelesen hat, ist Mark Twain, der Humorist. Rockefeller ist auf Witzblätter abonniert. Er lacht täglich, aus Gesundheitsrücksichten und zum Vergnügen. Geld macht nicht glücklich? — Zugegeben. Aber es muß auch nicht unbedingt unglücklich machen.

Immerhin aber mußte doch für den reichsten Menschen der Welt eine Etikette gefunden werden, die die Phantasie des Volkes befriedigte. Das übernahm der Moralist. Dank diesem langweiligen Kerl erschien Rockefeller eines Tages als der Inbegriff einer großartigen Arbeitsmaschine. Sechzehn Stunden täglich bei seinem Geschäft, bravo! Ein ganzes Leben des Studiums und des Fleißes! Ohne Fleiß kein Preis, meine guten Kinder! Welche wunderschöne Lehre!

Nun, in Wirklichkeit verhält sich die Sache ganz anders. Schon in der Volksschule war der zukünftige Petroleumkönig sehr faul. Mit zwanzig ist er noch ein bescheidener, nichts weniger als arbeitsbesessener Beamter einer Mineralölraffinerie. Hat er es also aus nichts so weit gebracht, neunhundert Millionen Dollar wert zu sein, dann ist das bestimmt nicht auf seinen Fleiß zurückzuführen. Sechzehn Stunden des Tages hat er nie gearbeitet, auch zehn und acht nicht, ja nicht einmal sechs. Seine Leidenschaft für Golf ist ihm angeboren, wie andern die Billardwut, und er hat niemals auch nur eine Minute dieses Vergnügens dem Geschäft geopfert. Langsam in Entscheidung und Erledigung ist der Old man nichts weniger als ein Aktenfresser.

Dieser Mann hatte ganz einfach eines Tages eine Idee, aber sie war gut und sie kam zur rechten Zeit. Das war im Jahre 1870. Nordamerika, noch ganz erschöpft vom Sezessionskrieg, suchte nach einem Weg. Die Rohstoffproduktion, die Industrie, der Handel, das ganze Geschäft war unter Tausende von Produzenten, tausende Fabriken, Tausende von Geschäften, Tausende von Geschäftsleuten zersplittert. Rockefeller erfaßte, daß man alle diese häufig entgegengesetzten Interessen unter einen Hut bringen, alle diese rivalisierenden Kräfte zu Gruppen vereinen, die kleinen Unternehmungen zu einer gigantischen Kombination verschmelzen, mit einem Wort: *trusten* mußte. Auf seinem eigenen Gebiet, dem Petroleum, schuf er die Standard Oil, den ersten der großen Trusts. Die andern folgten. Rockefeller ist also weder der große Geizhals, den man hassen kann, noch ein Unglücklicher, den man bedauern muß, er ist nicht einmal eine Arbeitsmaschine, die einem Bewunderung abringt. Sollte er also nichts weiter sein als ein Glückspilz, der auf die Butterseite gefallen ist? Es liegt im Interesse der Geschichte, daß der Petroleumkönig



Jeanne Mammen

mehr sein muß als bloß ein Kaufmann mit einer glücklichen Hand: als geborener Menschenfreund ist er der größte Philanthrop aller Zeiten und Länder.

Als der Old man sich seinem fünfundsechzigsten Jahre näherte, rief er seinen Sohn zu sich und sagte: „Mein Reichtum ist mir eine Last und Sorge. Ich möchte während der Jahre, die mir noch bleiben, ruhig Golf spielen können. Ich werde dir vierhundertfünfzig Millionen Dollar geben. Die übrigen vierhundertfünfzig sollen dazu dienen, Seelen zu bilden und kranke Körper zu heilen.“

So gründete Rockefeller das Institut, das seinen Namen trägt. Hier können Gelehrte aller Länder, von Alltagsorgen befreit, ihren Forschungen leben und der Wissenschaft neue Siege über die Mikroben erringen. Aber das Institut beschränkt sich nicht etwa nur auf Laboratorien. Es sendet weltliche Missionäre mit dem neuen Heilserum bis ins finsterste Brasilien, China, Patagonien, Zentralafrika und Europa, überall dorthin, wo Menschen leiden. Der Name des Petroleumkönigs ist für immer mit dem Verschwinden des „hookworm“ verknüpft, der Zentralamerika und Mexiko verwüstete und auch schon das Mississippigebiet zu entvölkern begann. Dank dem Rockefeller-Institut ist das Ende der Lepra nur mehr eine Frage von Monaten. Bis an die äußersten Enden der Welt haben die Millionen des Old man den Kriegszug gegen gelbes Fieber, Malaria und Pest organisiert. Der Vater der Trusts hat Spitäler in der Mandschurei, in Rußland, Syrien, Armenien, Serbien und auf den Philippinen

gegründet. Er hat auch zum Wiederaufbau unserer vom Krieg zerstörten Länder beigetragen.

So wurden dreihundert Millionen der Linderung körperlicher Leiden gewidmet. Die restlichen hundertfünfzig Millionen wurden auf Erziehungsinstitute aufgeteilt. Die Universität Chicago allein wurde mit einer Schenkung von dreiundzwanzig Millionen Dollar bedacht. Der Mensch, der der reichste Mann der Welt war (jetzt besitzt er nichts mehr, er hat alles hergegeben), verdient dank seiner Philanthropie den Titel „Erster Weltbürger“. Er verkörpert jenen Geist des Internationalismus, den man bei jedem Nordamerikaner findet. Ein manchmal naiver, sogar wirrer Internationalismus. (Ließe man ihn gewähren, so würde er morgen die afrikanische, die Hindu- und die europäische Republik ausrufen.) Aber es ist unmöglich, in einem Rockefeller nicht den weiten Blick seiner Rasse, seine Großzügigkeit und seine prophetische Gabe zu bewundern.

Und alle diese wundervollen Gesten, ohne daß der Old man je die geringste Rührung dabei gezeigt hätte. Denn trotz seines Internationalismus bleibt Rockefeller ein Yankee, dem unsere Art zu denken nicht beizukommen vermag. Zum Beweise dessen der seltsame Zug, den ich an dem Petroleumkönig auf der Straße, über die sein Auto täglich nach Hause fährt, etwa einen Kilometer von seinem Heim entfernt, zu beobachten Gelegenheit hatte. Ein Bettler sitzt an dieser Stelle auf einem Baumstumpf. Der Platz liegt auf einer Anhöhe oberhalb der Straße. Jeder Vorübergehende muß den armen Teufel sehen. Ich gab ihm ein Geldstück und ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein.

„Seit zwanzig Jahren strecke ich an dieser Stelle meine Hand aus. Die Zeiten sind hart. Das wenige, was ich zum Leben brauche, steigt von Jahr zu Jahr, und die ‚vornehme Welt‘ gibt viel weniger als früher. Vor Jahren stiegen die Reichen aus dem Wagen. Wir sind hier auf dem Gipfel eines Hügels. Der Kutscher fuhr langsamer, um die Pferde verschnaufen zu lassen. Damals war es leicht, auszusteigen und zu schenken. Heute höre ich nur mehr Motorgeknatter. Man muß sehr schnell leben. Da hat man keine Zeit mehr, an den Blinden zu denken.“

„Aber Rockefeller muß Sie doch gut kennen. Seit Jahren kommt er täglich hier vorüber. Hat er nie etwas für Sie getan?“

„Ja, ich weiß. Es heißt, daß er vierhundertfünfzig Millionen unter die Unglücklichen verteilt hat. Gewiß hat er ein gutes Herz. Ich kann nicht beschwören, daß er mir noch nie ein paar Cents gegeben hat, denn ich sehe ja nicht. Aber ich höre gut, und ich glaube nicht, daß der reichste Mann der Welt mir je etwas gegeben hat, ich glaube nicht.“

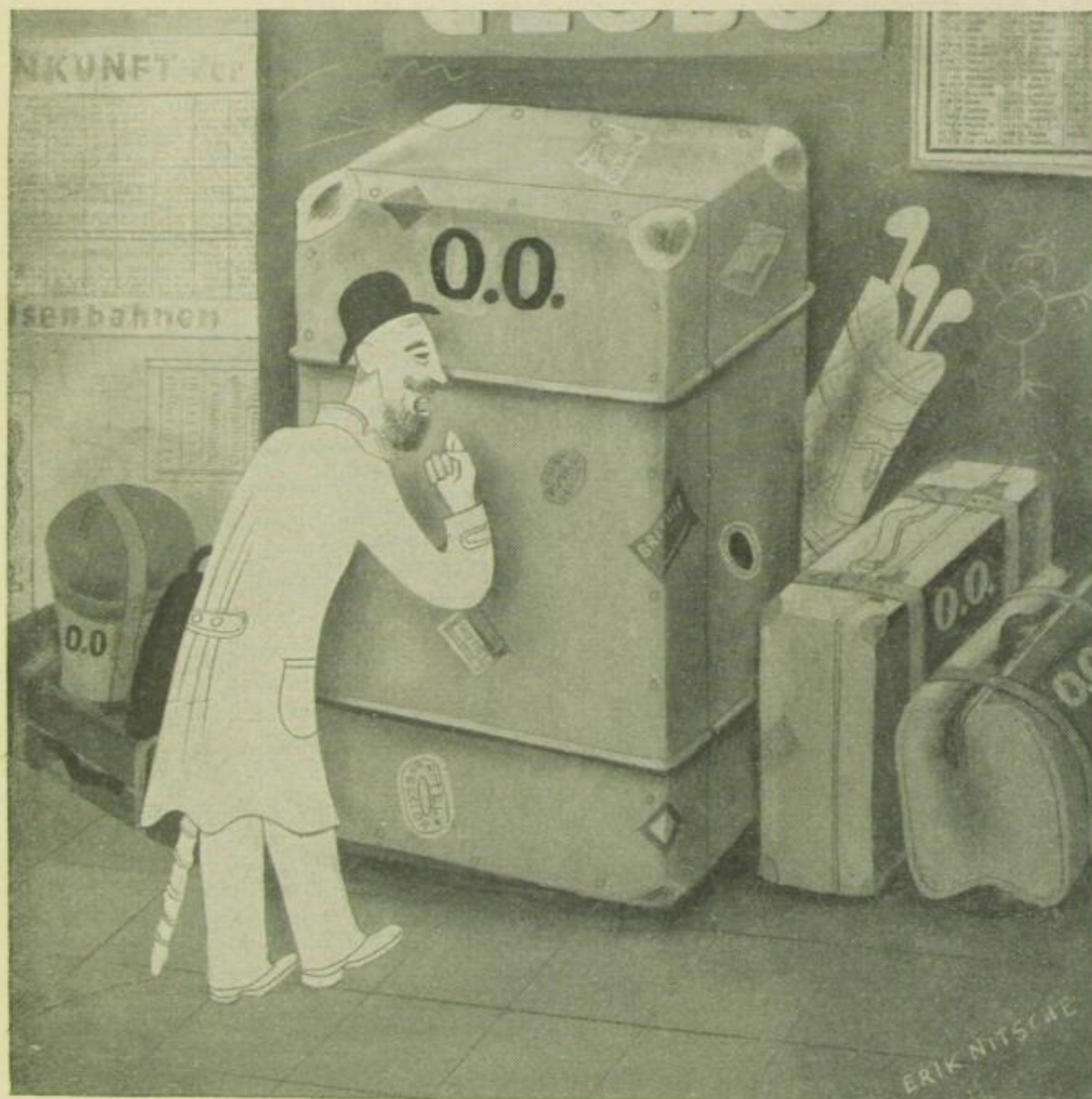
Gewiß, er ist ein Philanthrop, der Petroleumkönig, aber ein Philanthrop von der Art der großen vorchristlichen Geister: seiner Philanthropie fehlt die Barmherzigkeit. Soll das heißen, daß den berühmten Old man menschliches Elend nicht zu rühren vermag? Eines ist sicher, empfindet er eine derartige Rührung, dann weiß er sich zu beherrschen, sie zu überdecken und mit dem ganzen Stolz des Stoikers zu ersticken. Des Stoikers? Wieder das Heidentum? Wie kommt es, daß uns in diesem ultramodernen Amerika auf Schritt und Tritt die antike Seele begegnet, diese antike Seele, die wir in den Ruinen des cäsarischen Roms oder unter den Trümmern der Akropolis vergeblich beschwören würden?

Aber der seltsamste Zug des seltsamen Rockefeller ist vielleicht der, den mir sein einstiges Faktotum erzählt hat:

„Ich war damals zweiundzwanzig Jahre alt und Werkmeister in einer Fabrik. Am Sonntag hörte ich den Gottesdienst im Baptistentempel, den auch der Herr der Standard Oil besucht. Ich half dem Pastor öfters beim Anweisen der Plätze,

beim Verteilen der Gesangbücher und beim Einsammeln der milden Gaben. Das nur, um Ihnen zu erklären, wie ich mit dem Petroleumkönig in Berührung kam. Sein Erscheinen rief jedesmal eine solche Neugierde im Temple hervor, daß ich dem alten Mann immer erst einen Weg durch die Menge bahnen mußte. Er hatte mir für diese kleinen Dienste nie gedankt, bis er mich eines Tages nach der Predigt zu sich heranwinkte: „Junger Mann, Ihre Gesellschaft ist mir angenehm und wertvoll. Ich möchte gern immer, wenn ich ausgehe, von einem kräftigen Burschen mit guten Augen begleitet werden, so wie Sie einer sind. Wollen Sie mich morgen um zehn Uhr abholen?“

Sie können sich denken, daß ich an diesem Tag nicht mehr in die Fabrik ging. Am nächsten und am übernächsten auch nicht, denn ich war ja aufgefordert worden, Rockefeller bei allen seinen Ausgängen zu begleiten. Waren wir allein, saß ich neben ihm im Innern des Autos. Hatte er einen Gast, dann setzte ich mich neben den Schofför. Sehr bald ließ mich der Petroleumkönig einige Besorgungen machen, und nach und nach vertraute er mir wichtigere Missionen an. Er behandelte mich



— Herrr! Eine geschlagene Viertelstunde warte ich schon hier!

mit größtem Wohlwollen: ‚Sie sind mein Freund, nicht wahr?‘ pflegte er mich zu fragen. Und er fügte hinzu: ‚Ein uneigennütziger Freund? Oh! Wie schön ist das!‘

Inzwischen waren Monate vergangen, und der reichste Mann der Welt hatte noch mit keiner Silbe die Gehaltsfrage gestreift. Ich war bei ihm eingetreten, ohne diesen Punkt auch nur zu berühren. War ich denn nicht die rechte Hand John D. Rockefellers? Ich hatte einiges Geld gespart. Davon lebte ich und sagte mir: Am Jahresschluß wirst du dein Gehalt schon bekommen! Der Jahresschluß kam, aber nicht der kleinste Scheck. Und doch schien ich dem Old man völlig unentbehrlich geworden zu sein. Hatte ich ihm nicht erst kürzlich das Leben gerettet, indem ich einem Narren, der ihn ermorden wollte, die Waffe entwand?

Endlich, nach zwei Jahren, entschloß ich mich, die Geldfrage anzuschneiden. Auf den Zügen des großen Boß malte sich äußerste Verblüffung: ‚Junger Mann, zwischen uns kann von Geld keine Rede sein. Ich habe Sie gebeten, mich aus Freundschaft zu begleiten. Sie zu beleidigen, indem ich Sie wie einen Dienstboten entlohnte, diese Idee wäre mir niemals gekommen.‘

Vergebens setzte ich ihm auseinander, daß ich arm sei, daß ich meine Ersparnisse verbraucht und für Frau und Kind zu sorgen habe. Der reichste Mann der Welt schien nicht zu verstehen: ‚Da Sie keine Freundschaft mehr für mich empfinden, ist es besser, wir sehen uns überhaupt nicht mehr!‘

Was hätten Sie an meiner Stelle getan? Ich war bei einem Advokaten, und nach mehreren vergeblichen Versuchen, die Angelegenheit freundschaftlich zu erledigen, verklagte ich endlich den Petroleumkönig. Ich verlangte 3000 Dollar für zwei Jahre treuer Dienste.

Diesmal antwortete mir das Rechtsbüro der Standard Oil und lud mich und meinen Anwalt zu einer Besprechung ein; hier schilderte man uns den Zorn, in den mein gerichtliches Vorgehen Rockefeller versetzt habe, und daß er fest entschlossen sei, Berufung auf Berufung einzulegen, bis zum obersten Gerichtshof. Das bedeutete für mich zehn Prozeßjahre, ohne daß ich einen Dollar zu Gesicht bekommen würde. Schließlich riet man mir, dem großen Boß persönlich eine Quittung zu übergeben über alles, was ich zu fordern hatte — nach welcher hübschen Geste ich ruhig dem günstigen Ergebnis meines Vertrauensaktes entgegensehen könne. Ich habe nie am guten Glauben der Advokaten des Petroleumkönigs gezweifelt. Sie sahen das Unrecht ein, das mir geschah, und glaubten, mir den besten Weg zu weisen, um zu erreichen, was mir gebührte. Einige Tage später — der Alte hatte gerade in dieser Woche der ‚General Education Board‘ eine Schenkung von fünfzig Millionen Dollar zugewiesen — wurde ich von Rockefeller empfangen. Ich trat in sein Arbeitszimmer, meine ‚Quittung‘ in der Hand. Er nahm sie und rief entzückt:

‚Ah! Ich habe es ja gewußt, daß Sie nicht so sind wie die andern! Ich habe nichts anderes von Ihnen erwartet, mein Freund!‘

Das war das einzige Mal, daß ich den Old man gerührt sah. Er hatte Tränen in den Augen, schloß mich in die Arme und drückte mich an sein Herz: ‚Ach! mein Bruder! mein Bruder!‘

Seit jener Szene sind zehn Jahre vergangen. Ich habe längst auf die 3000 Dollars verzichtet, die der reichste Mann der Welt mir schuldig blieb. Aber ich habe gleichzeitig darauf verzichtet, für Rockefellers Seele eine Erklärung zu finden.“

Unerklärlich in der Tat. Unerklärlich und wirr wie eine Seite in einem russischen Roman.



Vor 150 Jahren in Versailles stiegen die Brüder Montgolfier vor dem König Ludwig XVI.
in ihrer aerostatischen Maschine auf



Norwegische Kropf-Taube

Sport & General



Blumenfrau am Alexanderplatz

Tibor Dery



Beim Vorstadtphotographen

Hans Casparius



Der 93jährige Rockefeller

New York Times



Per Krohg, Regen (Ölbild)
Пер Крогг, Regen (Ойлбилд)

Zeit im Zickzack

Von

Weare Holbrook

Wenn ich ein junger Mann wäre, der sich für einen Beruf zu entscheiden hat, so würde ich Wirtschaftskurvenzeichner werden. Denn hier haben wir offenbar eine Industrie vor uns, die unter der Krise nicht gelitten hat. Sie gedeiht vielmehr zusehends unter ihrem Einfluß. Wie schlecht es auch immer um uns stehen mag, so wird es doch stets möglich sein, die Entwicklung in einer Kurve darzustellen, aus der hervorgeht, daß es einmal noch schlechter war oder noch schlechter werden wird.

Wir leben im Zeitalter der Tabellen und Diagramme. Die Zickzacklinien der graphischen Darstellungen verfolgen uns von der Wiege bis zum Grab. Wenn wir Säuglinge sind, dann verzeichnet das wissenschaftlich geschulte Pflegepersonal unser kaum wahrnehmbares Wachstum an Gewicht und Weisheit in säuberlichen Diagrammen. In der Schule sind wir von Tabellen und graphischen Darstellungen umgeben, die sich von Jahr zu Jahr häufen und einen immer malerischen Verlauf zeigen. Sogar der Literaturprofessor stellt die Entwicklung des Epos in einer Kurve dar, und im Erwerbsleben sehen wir uns erst recht der Manie gegenüber, alles von der Gründung bis zur Pleite in Schwarz und Weiß, mit ein bißchen Rot, darzustellen. Und wenn wir diese Welt verlassen, so fällt unser letzter Blick auf die Fieberkurve zu unseren Häupten. Es gibt kein Entkommen.

Früher einmal galt das Anfertigen von Statistiken und graphischen Darstellungen als eine harmlose Beschäftigung für künftige Doktoren der Philosophie. Sie trugen ein umfangreiches Material über weitabliegende Themen zusammen und ordneten es zu gefälligen Mustern. Erst in jüngster Zeit begann der unerbittliche Siegeszug des Zickzacks. Während der letzten zehn Jahre beschäftigten sich Ingenieure, Volkswirtschaftler und Naturwissenschaftler mit der Ausarbeitung einer Bilanz aller in den Vereinigten Staaten vorhandenen Energiequellen und des ihnen gegenüberstehenden Energieverbrauches — einem gewaltigen Unternehmen, das mehr als 6000 graphische Darstellungen und Tabellen erforderte.

Diese Leute bezeichnen sich als *Technokraten*, und Technokraten sind, obwohl man es nicht glauben würde, wenn man sie ansieht, Apostel der sozialen Revolution. Sie propagieren nicht den Umsturz, sondern sie sagen ihn voraus. Ihr Banner ist nicht die rote Fahne, sondern der Blaudruck. Man kann mit einem



Bernhard Brach

— Ooooh Roosevelt! Gib mir mein Gleichgewicht wieder!

Technokraten nicht diskutieren — wenn man nicht selber ein Technokrat ist. Denn Statistiken üben auf den Durchschnittsmenschen einen geradezu betäubenden Einfluß aus. Nach dem ersten Dutzend Ziffern scheint alles einleuchtend zu sein.

Wie wenig ich von der Technokratie weiß, erfuhr ich von Herrn Milfret. Er besucht ihre Versammlungen und Vorträge und kommt immer, alle Taschen voll Tatsachen, nach Hause. Als er uns das letztemal besuchte, belehrte er uns über die Lage der Schuhindustrie: „Wißt ihr auch, daß im alten Rom ein Schuster fünfzehn Tage brauchte, um ein Paar Schuhe fertigzustellen?“

„Ja“, sagte meine Frau, „und wahrscheinlich sagte er immer, daß sie am nächsten Tag fertig sein würden. Die Schuster haben sich sicher seither nicht viel geändert.“

„Und heute“, meinte Milfret, „kann eine erstklassige Schuhfabrik in derselben Zeit 595 000 Paar Schuhe erzeugen. Aber wer wird all diese Schuhe kaufen?“

Meine Frau blickte mich hoffnungsvoll an; aber ich schüttelte den Kopf. Es war auch nur eine rhetorische Frage gewesen.

„Nehmen Sie die Roheisenproduktion, wenn Sie wollen“, schlug er großmütig vor. „Die Statistik beweist, daß wir heutzutage an einem einzigen Tag mehr Roheisen produzieren können als im Jahre 1880 an 650 Tagen.“

Diese Enthüllung wirkte erschütternd auf einen, der niemals viel von einem Roheisenproduzenten an sich gehabt hatte, nicht einmal im Jahre 1880. Ich war so erschüttert, daß ich kein Wort hervorbringen konnte, was auch gar nicht notwendig war, da Milfret sofort zur Ziegelindustrie übergang: „Vor hundert Jahren erzeugte ein Ziegelbrenner nie mehr als 450 Ziegel im Tag, aber eine moderne Ziegelbrennerei kann 450 000 produzieren. Und in der Landwirtschaft finden wir, daß ein Mann heute in einer Stunde das leisten kann, wozu er vor siebzig Jahren 3000 Stunden brauchte.“

„Natürlich“, sagte meine Frau, „er muß doch vor siebzig Jahren wirklich noch ein ganz kleines Kind gewesen sein. Man kann doch einem Säugling nicht zumuten . . .“

Aber Milfret beachtete nicht die Unterbrechung. Er analysierte bereits eifrig die Textilindustrie. Von dieser ging er zur Automobilindustrie, dann zur Effektenbörse und schließlich zum Übervölkerungsproblem über. In jedem Falle gab er Ziffern von sich, die bewiesen, daß die Erzeugung den Verbrauch weit überholt habe. Es war ein niederdrückendes Panorama. Offenbar übertrifft in jedem Zweig menschlicher Tätigkeit das Angebot die Nachfrage, nur nicht in einem: der Herstellung von Wirtschaftskurven.

Und so habe ich mich entschlossen, selbst ein paar Wandtafeln mit Kurven und Zickzacklinien herzustellen. Ich arbeite an ihnen an langen Abenden; es sind erlesene Muster in Rot und Schwarz mit messerscharfen Gipfeln und atemberaubenden Untiefen, die sich von einem gestreiften Hintergrund, verziert mit Zehnern, Hunderten, Tausendern und Millionen, anmutig abheben. Sie haben allerdings keinen tieferen Sinn; aber sie werden mich instand setzen, es mit Herrn Milfret aufzunehmen. Und überdies gibt es in jedem Menschenleben Augenblicke, in denen die Worte versagen und nur eine Zickzacklinie seine wahren Gefühle ausdrücken kann.

Umgang mit Staatsoberhäuptern

Von

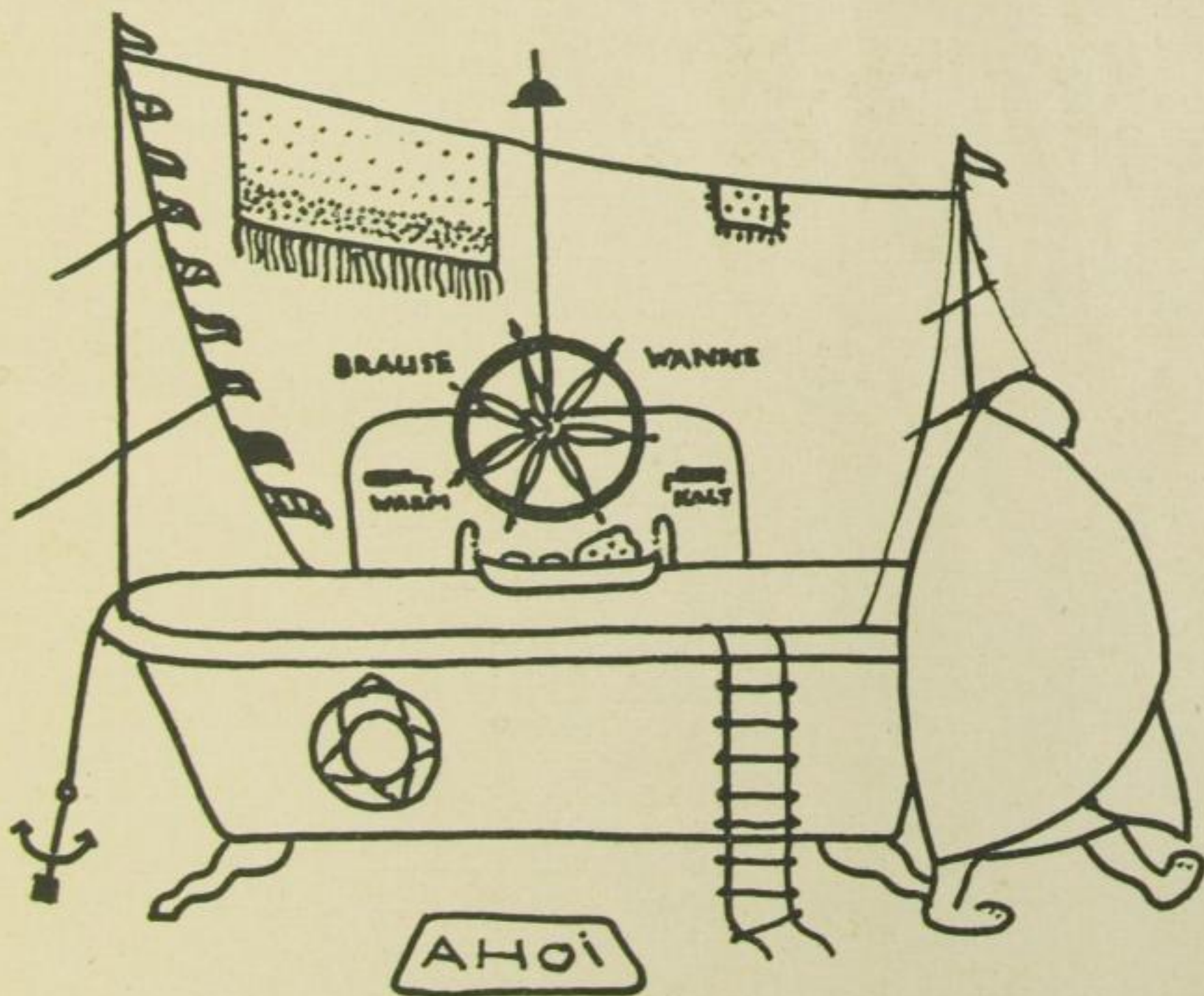
Hans Robert

Man tut gut, zwischen drei Kategorien streng zu unterscheiden: zwischen solchen, die es waren, solchen, die es sind, und denen, die es werden wollen. Während ein großer Teil abgedankter Monarchen und gewesener Ministerpräsidenten für Aufmerksamkeit dankbar sind, hat der im Amt befindliche nicht nur die Nation zu repräsentieren, was zu Zeitmangel führt; er muß sehr aufpassen auf das, was er sagt. Der zukünftige Monarch wird um so würdevoller, je näher er sich seinem Ziel glaubt. Dann ist zu unterscheiden zwischen den Umgangsformen des Staatsoberhauptes und denen seines Besuchers.

Wir sind nicht mehr in den Zeiten, wo Präsidenten von Republiken, den Königen gegenüber in der Minderheit, Mühe hatten, den richtigen Hofton zu treffen. Felix Faure, zum Präsidenten der französischen Republik erwählt, erhielt den Gratulationsbesuch eines Schulfreundes.

„Ich bin so glücklich“, sagte dieser, „dich in deiner neuen Würde zu sehen.“

„Vergiß nicht!“ antwortete Faure, „daß man Staatsoberhäupter nicht duzt!“



Johannes Gaertner

Der Admiral hat gebadet

3*

259

Der Jugendfreund, einigermaßen erstaunt, fragte den Präsidenten, ob er noch einmal das altvertraute „Du“ benutzen dürfe. Als der Staats-Chef leutselig seine Erlaubnis gab, sagte der andere: „C'était pour te dire: Merde!“

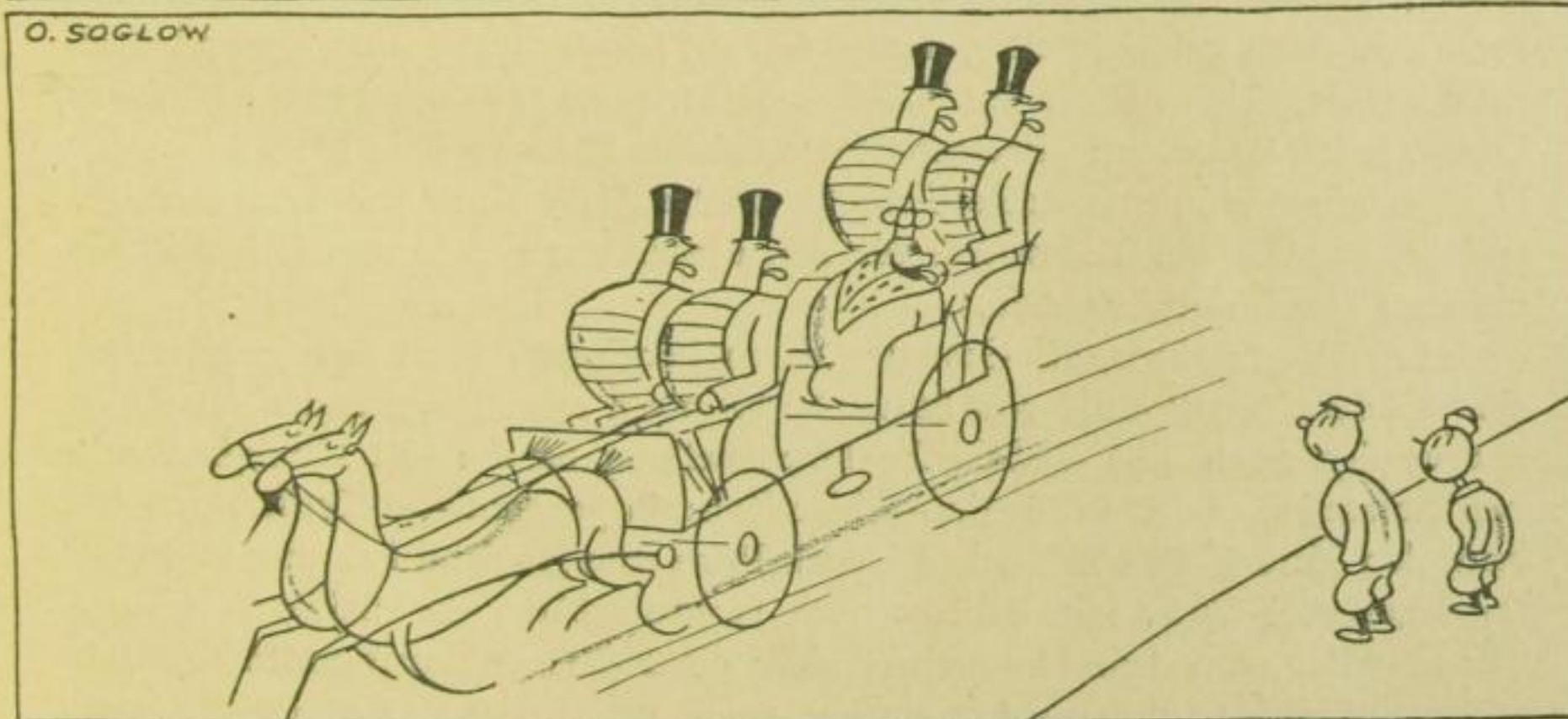
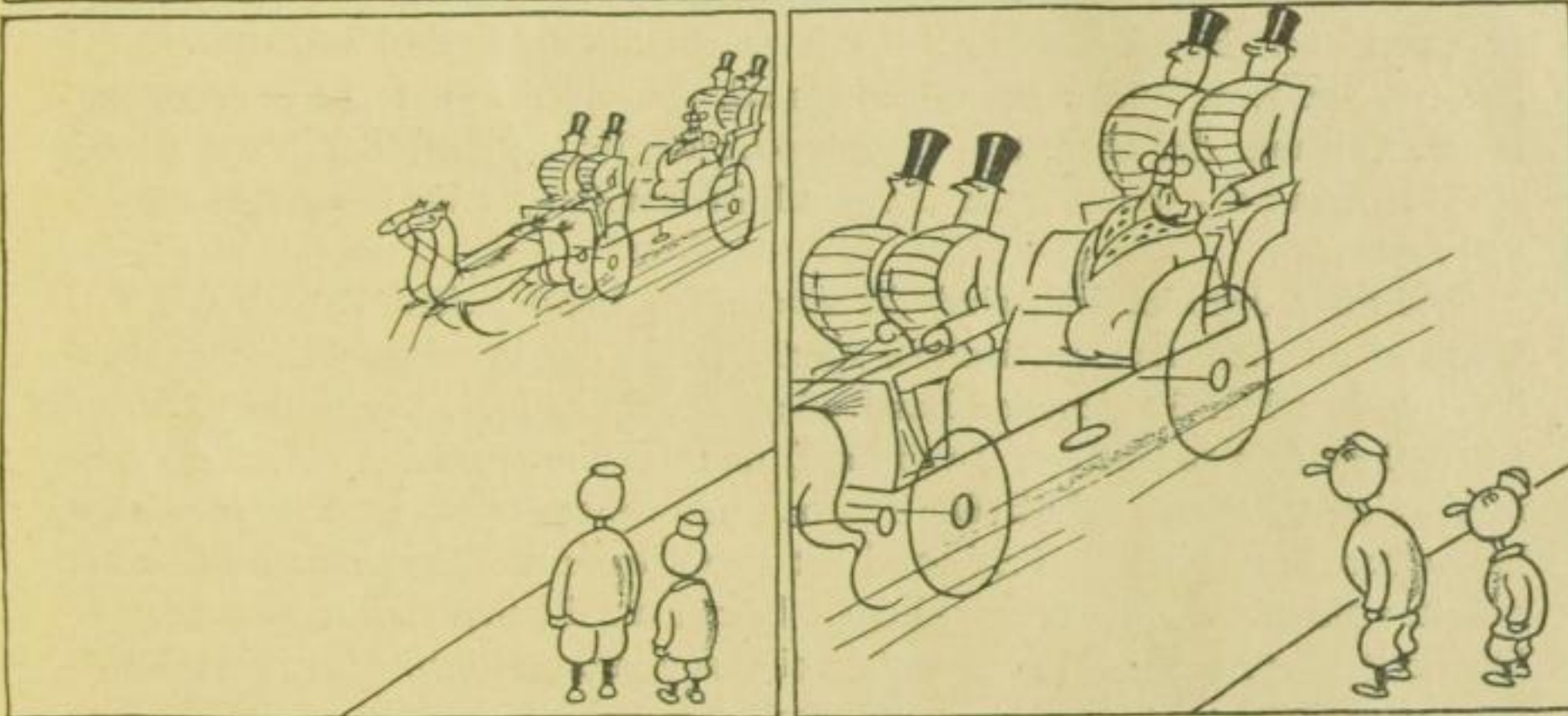
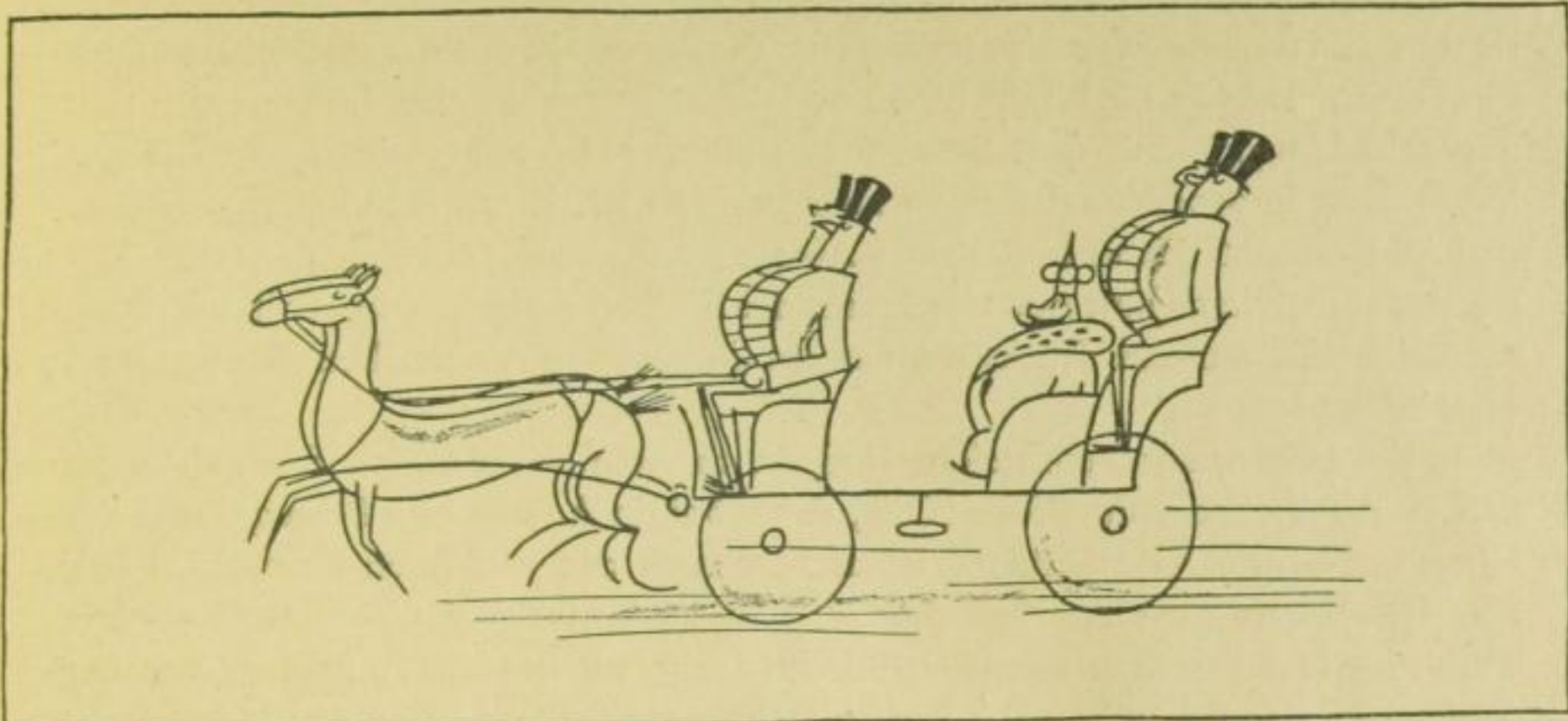
Faure verwand es nie, seine Güte so verschwendet zu haben.

Untertanen und Besucher können aber noch viel gefährlicher werden. Sie haben mitunter Bomben bei sich und zeigen so eine völlige Unkenntnis des guten Tons. Gleichwohl zeigte der Regent von Ungarn, Admiral Horthy, keine Bedenken, eine höchst gefährliche Gesellschaft von Schriftstellern bei Gelegenheit des P. E. N.-Club-Kongresses zu empfangen. Die Fragen des Zeremoniells waren schwer zu lösen. Da jedoch der Hofmarschall Anordnung in Gruppen, nach Ländern, je mit dem Rangältesten an der Spitze, empfohlen hatte, hieß es nur, in den einzelnen, um den Thron gruppierten Komitees die Chefs zu suchen. Galsworthy richtete dann eine Ansprache an das schließlich erschienene Staatsoberhaupt und dankte für die Gastfreundschaft in dem wunderschönen Budapest. Während der Regent nun mit den einzelnen Vertretern des Schrifttums das Gespräch begann und eine Brücke zu den so vielfältigen Lebenskreisen zu schlagen begann, konnte man interessante Studien über Hofzeremoniell machen, über die Kunst, jedem das richtige zu sagen, die Konversation der Höfe. Der Regent sagte zu den deutschen Schriftstellern: „Ich bin ein unglückseliger Mann! Seit über zehn Jahren habe ich kein Buch gelesen!“

Die Speisesitten verändern sich, je weiter man sich von Mitteleuropa entfernt. So ist es auch im Bereich der Höfe. Trotzdem ist der nahe Orient häufig Mitteleuropa überlegen. Ein König unserer Zeit, dem zu begegnen ich die Ehre hatte, schwelgte beispielsweise in der Erinnerung an ein Essen, das ihm Fallières, der Präsident der französischen Republik, bei einem Staatsbesuch gegeben hatte. Beim Dessert hatte er unglücklicherweise einen äußerst klebrigen Sahnenbonbon erwischt, und Madame Fallières, die den König sich quälen sah, liebenswürdig und einfach trotz ihres hohen Ranges, wandte sich an ihn: „Eure Majestät haben offensichtlich einige Schwierigkeit, Ihren Sahnenbonbon zu bewältigen. Das liegt aber daran, daß Höchstdieselben nichts davon verstehen. Wenn ich einen esse, dann stoße ich ihn mit dem Finger ganz tief in den Mund hinein. Und da lasse ich ihn zergehen . . .“

Unvergeßlich wird mir ein Ball beim rumänischen Ministerpräsidenten sein, wo es, im Übermaß der Gastfreundlichkeit, zweimal zu essen gab. Einmal bei der Ankunft, einmal beim Abschied.

Um den König von Schweden zu interessieren, muß man ausgezeichnet Tennis spielen können; da ist es schon einfacher, den regierenden Fürsten von Monaco, seinen Nachbarn, aufzusuchen; in seinem Kasino fällt der Sport leichter. Seit wann liegt Monaco bei Schweden? wird man mich fragen. Ich wollte jedoch nur von dem Kurort der französischen Riviera sprechen, in dem der König Gustav, der ja der angesehenen südfranzösischen Weinhändlerfamilie Bernadotte entstammt, sich von den Anstrengungen des Regierens in zuträglicher Luft zu erholen pflegt. Das Schloß der Fürsten von Monaco, malerisch auf dem Felsen über dem Meer gelegen, ist sicher einzig in seiner Art. Wenn man durch seine Gänge wandelt, trifft man hier und da auf Inschriften, die besagen: Innenministerium, Finanzministerium. Das anmutige Fürstentum von anderthalb



Quadratkilometern wird also von diesen Kammern aus regiert? Diese Mutmaßung trifft nicht zu. Monaco kommt ohne Kammern, ohne Volksvertretung aus. Es kann sich selbst nach den Ideen seines feinsinnigen und kunstliebenden Monarchen

richten. Ein französischer Kommissar, der die Anwendung einer von der Republik gewährten Anleihe zu überprüfen hat, ist hier ausschlaggebend. Wie spielt sich nun sein Umgang mit dem Staatsoberhaupt ab? Im allgemeinen so, daß der Kommissar in Monaco, der Fürst aber in Paris ist. Denn man hat angeordnet, daß seine aus 96 Mann bestehende Armee (Offiziere mit eingerechnet) aufgelöst werden soll. Dieses Jahr noch hätte sich der Souverän gegen einen Volksaufstand, der seinerzeit nur aus Rücksicht auf die Gastesaison verschoben worden war, verteidigen können.

In der Hauptstadt Frankreichs sind die meisten abgedankten Staatsoberhäupter zu finden. Abgesehen von Alfons XIII., der Königin Amalie von Portugal und der Königin Nathalie von Serbien, leben hier auch die verfeimten Kerenski, Nitti, Karolyi. Wenn man zu Kerenskis Arbeitsstube in Passy hinaufsteigt — alle Türen im Hause stehen offen — und ihn fragt, ob er nicht Angst hat, wie der General Kutiepow, Führer der Weißrussen, eines Tages entführt zu werden, lacht er einen aus. Ein Zeremoniell kennt er ebensowenig wie Nitti, obwohl der letztere, auf seine Rückkehr hoffend, es erlaubt, daß man ihn „Herr Präsident“ nennt. Caillaux, der ehemalige französische Regierungschef, der heute wieder eine Hoffnung der französischen Republik ist, empfängt seine Besucher natürlich viel formeller.

Wahrhaft demokratisch sind die Sitten des bulgarischen Zarenhofes. Der Umgang mit dem liebenswürdigen König Boris, der in seiner weisen Zurückhaltung, in seiner überlegenen Bescheidenheit seinem Land die größten Dienste leistet, legt niemandem den Zwang auf, den das alte spanische Hofzeremoniell in so vielen Palästen schuf. Die Hofhaltung seines Vaters in Coburg scheint bei weitem strenger. Zar Ferdinand hat sich seinem Volk auch weit entfernter gehalten als sein Sohn, der vor einigen Jahren, als die berüchtigte Räuberbande Doyno Belew noch ihr Unwesen trieb, einmal von den Briganten auf einer Landstraße angehalten wurde. Unter der Bedrohung der Gewehre, mußte der Zar aus einem Auto steigen. Belew, der nun seinen Souverän erkannte, wußte jedoch durchaus, was sich schickt. Im Handumdrehen wurde aus der wenig vertrauenerweckenden Geste ein: „Präsentiert das Gewehr!“ Der König hatte seinerseits Gelegenheit, wenig später eine Geste zu wiederholen, die seinem Charakter entspricht, nämlich die Todesstrafe für den inzwischen gefangenen Belew in ein milderer Urteil umzuwandeln.

Im Coburger Kreis, als Gast des Zaren Ferdinand, kann man gelegentlich eine größere Gesellschaft von Staatsoberhäuptern sehen, von denen allerdings nur wenige noch eine tatsächliche Machtstellung haben: die Königin Maria von Rumänien, die Großfürstin — hier Kaiserin genannt — Kyrill von Rußland, den Herzog Carl Eduard, der auch Prinz von England ist, kurz und gut: Coburger aller Welt. Hier gibt es noch Hofmarschälle, die rückwärts aus der Tür schreiten, um dem Monarchen nicht die Kehrseite zuzuwenden, die Bevölkerung in den Straßen grüßt ehrfurchtsvoll, wenn der Zar durch die Stadt fährt, und sie postiert sich in einer respektvollen Entfernung von etwa fünfzehn Metern, wenn der Zar im stehenden Wagen sein Gespräch über Reinhardts „Schöne Helena“, die Musik Offenbachs, den Charme Max Hansens fortsetzt.

Der Hut des Futuristen

Von

F. T. Marinetti

Wir Futuristen stellen uns an die Spitze der Bekleidungsrevolution. Wir sind überzeugt, daß die bewährte, schöpferische Kraft unserer Rasse uns zum Sieg verhelfen wird. Während wir Befähigten und Beauftragten das integralistische Manifest vorbereiten, verkünden wir jetzt schon das Manifest des italienischen Hutes.

Die Weltherrschaft des italienischen Hutes war Jahrhunderte lang vollkommen. Aber seit einiger Zeit huldigen viele junge Italiener aus Ausländerei oder aus schlecht verstandenen hygienischen Grundsätzen der amerikanischen und teutonischen Mode der Hutlosigkeit. Das Verschwinden des Hutes von des Mannes Haupt und vom Markt, der Verfall und der Niedergang in der Mannigfaltigkeit seiner Formen wirkt durch die Verstümmelung der Silhouette schädigend auf das männliche Aussehen. Den Mangel sollte hier die überidiotische Wildheit des mehr oder weniger aggressiven, männlichen Haarwuchses ersetzen.

Die Sturmabteilungen, die auf den Plätzen Italiens und beim „Marsch auf Rom“ den Heroismus der alten Römer übertrafen, dürfen nicht die Tracht dieser Römer Jahrhunderte später in einem gewiß veränderten Klima nachäffen. Die jungen Sportleute Italiens, die sich in Los Angeles siegreich geschlagen haben, müssen auch noch diese barbarische, von einer dummen historischen Sentimentalität herrührende Mode besiegen.

★

Indem wir also die ästhetische Notwendigkeit des Hutes bejahen, erklären wir hiermit den Krieg:

1. dem nordischen Brauch der schwarzen, grauen, langweilig-neutralen Hutfarben, die aus einem Himmel von Regen, Schnee und Nebel kommend, die schlammige Schwermut einer fremden Welt bringen.

2. dem Hut, der nur noch als Kopfdeckel anzusehen ist, längst der Vergessenheit angehört, weder mit der Ästhetik noch mit der Notwendigkeit des praktischen Lebens und auch nicht mit dem Tempo unseres großen mechanischen Zeitalters in Einklang zu bringen ist. So unter anderem dem Zylinderhut, jenem eingebildeten und hochtrabenden Kerl, der nur das Tempo des Läufers hemmt und auch bei den Leichenzügen nur noch eine klägliche Rolle spielt.

Auf den mit blendendem Licht und glühender Schweigsamkeit überschwemmten Plätzen Italiens ist der schwarze Hut, der graue Hut, und auch der Strohhut des Fußgängers nicht weniger schäbig als der Dreck und Mist unserer Straßen.

Farbe! Farbe tut not! Es gilt, mit der Sonne Italiens zu wetteifern!

★

Wir schlagen die futuristische Funktion des Hutes vor, jenes Hutes, der dem Manne bisher nur wenig oder überhaupt nicht diente, aber von heute angefangen ihn auszeichnen, pflegen, schützen, befeuern, belustigen sollte. Und so weiter.

Wir wollen einige Hutsorten schöpfen, die durch ihre ästhetische, hygienische, funktionelle Ergänzungen der ideellen männlichen italienischen Linie diene, wir wollen diese Linie verbessern und vollenden und die aus der neuen Mussolinischen Atmosphäre entstandene Abart, den Stolz, den dynamischen Schwung und die Lyrik hervorheben.

1. *Schnellhut* (für den täglichen Gebrauch)
2. *Nachthut* (für den Abend)
3. *Paradehut* (für die Parade)
4. *Luftsporthut*
5. *Sonnenhut*
6. *Regenhut*
7. *Alpenhut*
8. *Seehut*
9. *Schutzhut*
10. *Dichterhut*
11. *Publizistenhut*
12. *Simultanhut*
13. *Plastikhut*
14. *Takthut*
15. *Lichtsignalhut*
16. *Tonhut*
17. *Rundfunkhut*
18. *Medizinalhut* (hergestellt aus Harz, Kampfer, Menthol — Sperrkreis zur Beherrschung der kosmischen Strahlen)
19. *Selbstgrüßender Hut* (durch Anwendung der infraroten Strahlen oder Photo-Effekt)
20. *Geniehut* (für die Schafsköpfe, die dieses Manifest kritisieren wollen).

Die Hüte werden aus Filz, Samt, Stroh, Kork, Leuchtmetall, Glas, Zement, Zelluloid, Leder, Schwamm, Beryllium, Uranpech, Vulkanfieber, Néonröhren usw. hergestellt, zusammengesetzt oder jeder gesondert.

★

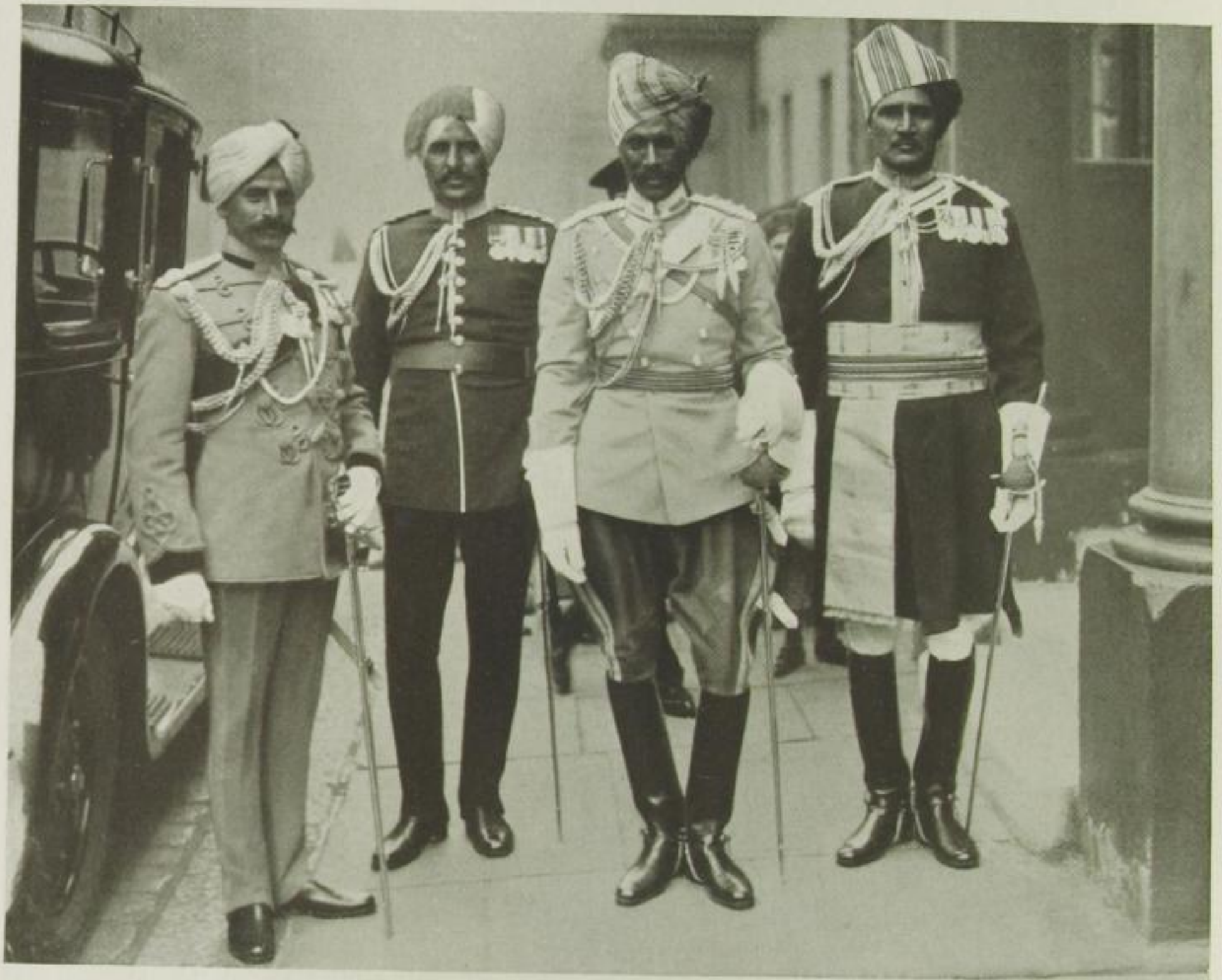
Der Farbenreichtum der Hüte wird unseren sonnigen Plätzen die Pracht duftender Fruchtkörbe und leuchtender Kleinodien verleihen. Die nächtlichen Straßen werden zu einem so sehr duftenden, melodischen, beweglichen Lichterschmuck, daß die alte Sehnsucht nach dem Mondschein endgültig getötet wird. So wird der ideale Hut als italienisches Kunstwerk aufblühen, heiter und vielseitig, die Schönheit der Rasse vielfach fördernd und steigernd und einer der bedeutendsten nationalen Industrien unseres Landes zur Blüte verhelfend.

Unsere schöne Halbinsel ist das Ziel der Touristen aller Länder. Sie dürfen uns auch mit hutlosem Haupt besuchen, wenn es ihnen Spaß macht. Wir wollen sie mit der üblichen Freundlichkeit empfangen. Dabei aber wollen wir den neuen italienischen Hut fest über den Kopf stülpen, um ihnen zu zeigen, daß es nichts Gemeinsames mehr zwischen der Unterwürfigkeit der Fremdenführer von vor hundert Jahren und der stolzen erfinderischen Originalität der heutigen futuristischen Faschisten gibt.



Arfo-Mauritius

Die Hutsammlung des Oberlandesgerichtsrats Dr. Pick in Wien



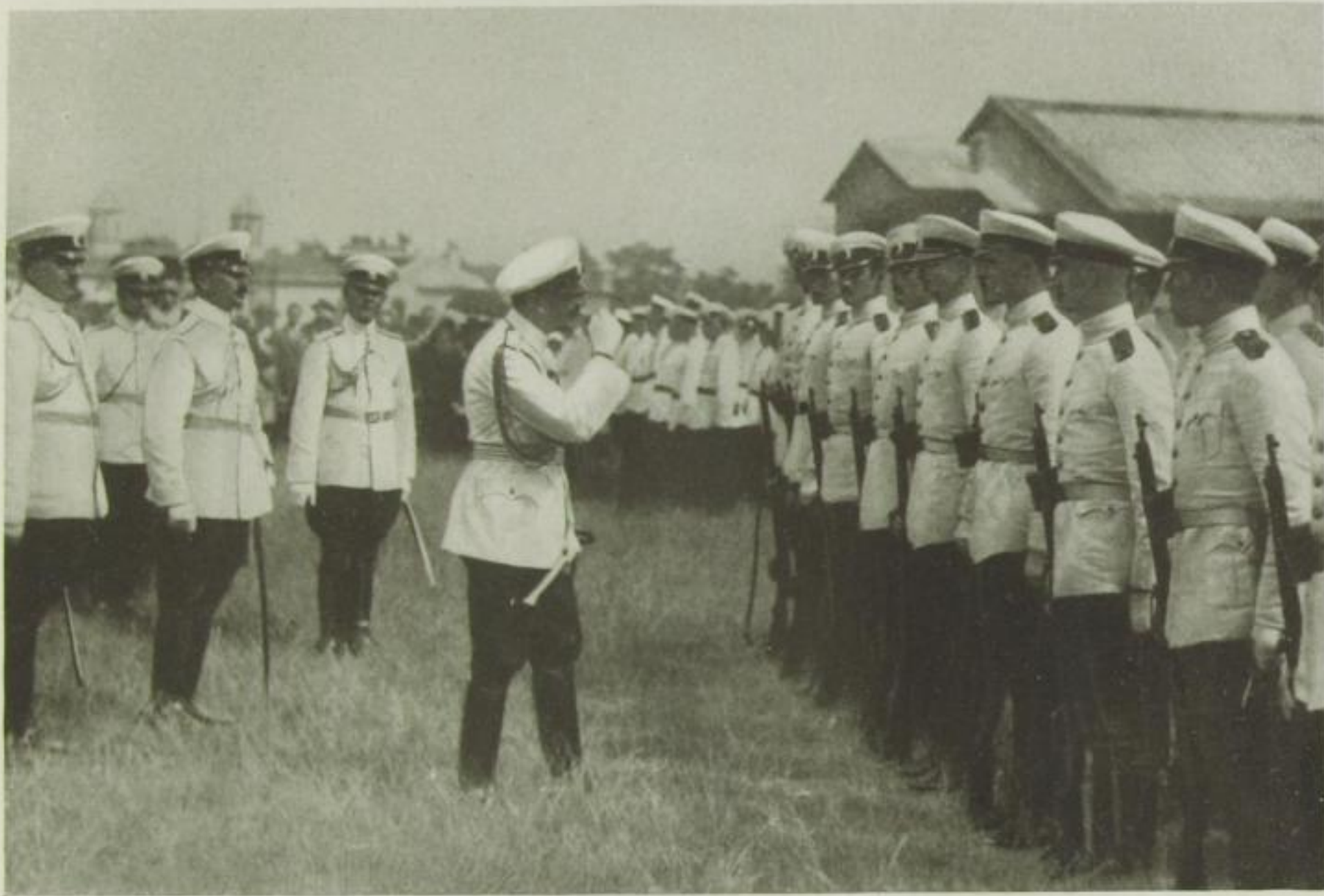
Indische Offiziere in London

Weltbilderdienst



Zur Entwicklungsgeschichte des Hutes

Universal



König Boris von Bulgarien spricht zu seinen Gardeoffizieren



König Christian von Dänemark eröffnet das „Königsvogelschießen“

Atlantic



Phineas Taylor Barnum



Edward L. Bernays

die Meister der amerikanischen Reklame

Humbug, Bluff und Ballhyoo

Von Barnum bis Bernays

Von

Arthur Rundt

Es ist eine Entwicklungsreihe, die über fast ein Jahrhundert läuft. Zu Beginn steht der Name des großen Schau- und Reklame-Mannes *Phineas Taylor Barnum*, am Ende der Analytiker der Massenpsyche *Edward L. Bernays*, beide von Geburt und Geist Amerikaner.

Als Barnum in seinen Anfängen, um 1835 herum, eine alte Negerin kaufte und die Ausrufer vor seinem Museum in Philadelphia verkünden ließ, hier sei Joice Heth zu sehen, die Amme George Washingtons, 161 Jahre alt — das war Bluff, klarer, tüchtiger Schwindel. Barnum hatte immer den unbedenklichen Mut zum Bluff. Als das Geschäft mit Joice nachzulassen begann, hörte er plötzlich auf zu behaupten, sie sei in ihrer Jugend Washingtons Amme gewesen, er sprach nicht mehr von ihrem Alter, sondern erklärte resolut, sie sei — ein Automat: was sie rede, das bauchrede neben ihr der Mann, der das Wunder dem Publikum erläuterte. Und bei dieser Version blieb Barnum, bis der Automat eines Tages starb und sich herausstellte, daß Joice, die Barnum irgendwo in den Südstaaten aufgegebelt hatte, lächerliche 80 Jahre alt gewesen war.

Barnum blieb nicht beim Bluff und Humbug stehen. Seine Praxis weist in ein paar schönen Beispielen schon die ersten Elemente dessen auf, was das moderne Amerika „Ballyhoo“ nennt, die Reklame mit dem Umweg über die Psychologie, als deren interessantester und geistig ernstester Vertreter Edward L. Bernays gilt, Schüler und Neffe Freuds.

Da ist zuerst einmal Barnums Geschichte von dem Mann mit den Ziegelsteinen. Barnum selbst erzählt sie so: „Eines Morgens kam ein gesunder, kräftiger Mann in mein Büro, um zu betteln — er müsse betteln, er finde nirgends Arbeit. Ich sagte ihm: ‚Ich habe einen Tip für dich. Komm her, hier sind fünf Ziegelsteine, ganz gewöhnliche Ziegelsteine. Die nimmst du untern Arm, gehst nach der Ecke des Broadway und der Ann Street und legst dort den ersten Ziegelstein nieder, mitten auf den Steig. Den zweiten leg nahe bei meinem Museum nieder, den dritten an der Ecke Broadway und Vesey Street, den vierten vor der St. Pauls-Kirche. Dann machst du, mit dem fünften Ziegelstein in der Hand, einen Gang von einem Punkt zum andern, wobei du einen Kreis beschreibst, tauschst an jedem Punkt den Ziegelstein aus und gehst dann, wenn du wieder beim Museum ankommst, mit dem letzten Ziegelstein ins Museum hinein — hier hast du ein paar Eintrittskarten. Du bleibst ungefähr eine Viertelstunde im Museum, hältst dich in den Sälen auf, dann gehst du hinaus und beginnst einen neuen Rundgang. Du redest bei deiner Arbeit kein Wort, verrichtest sie ernst und mit wichtiger Miene und gibst auf nichts, was man dich fragt, eine Antwort.‘ — ‚Wozu das alles?‘ fragte mich der Mann. — ‚Damit du andert-halb Dollar am Tage verdienst, mehr geht dich nicht an.‘ — Nach ein paar Runden folgten dem Manne bereits hundert Menschen, die durchaus wissen wollten,

was mit den Ziegelsteinen los sei. Und so oft der Mann ins Museum ging, trat mit ihm ein Dutzend besonders Neugieriger ein, in der Hoffnung, im Museum das Geheimnis zu lösen. Nach ein paar Tagen mußte bereits die Polizei einschreiten, weil die neugierige Menge den Verkehr störte. Es wurde in der ganzen Stadt viel über die Sache gesprochen, erst stellte man allerhand Vermutungen an, dann gabs herzliches Gelächter. Die Sache mit den Ziegelsteinen brachte mein Museum ins Gerede und mir — ein schönes Stück Geld.“

Diese Sache mit den Ziegelsteinen ist vielleicht der erste Fall von „Reklame mit Psychologie“. Sicher war vieles von dem, was Barnum in seinem Museum zeigte, aufgelegter Bluff, Humbug. Aber die Methode, mit der er damals — es sind jetzt bald hundert Jahre her — mit Hilfe von fünf Ziegelsteinen den Besuch seines Museums steigerte, das schmeckt schon stark nach den Künsten des späteren Meisters, des New-Yorker „Fachmanns für öffentliche Meinung“ Edward L. Bernays.

Natürlich hat es Barnum nie verschmäht, in der großen Anzeige und im Rieseninserat von sich und seinem Geschäft zu den Leuten zu reden. Er glaubte inbrünstig an die Wirkung des bedruckten Papiers, er liebte die größten Lettern — von ihm stammt ja das Wort, es sei grundfalsch, nur viel Geld für Reklame auszugeben, der Geschäftsmann, der den Erfolg zwingen will, müsse seinen letzten Cent zum Drucker tragen. Gewiß hatte er damals in den Zeitungen von Philadelphia ausgiebig für sein Museum die Trommel geschlagen, aber er schickte außerdem den Mann mit den Ziegelsteinen auf die Reise, er addierte zur direkten Reklame die indirekte.

Die indirekte Reklame sagt nie geradeheraus, worauf sie abzielt, sie spricht von etwas ganz anderem, das mit dem Endzweck scheinbar nichts, nicht das Geringste zu tun hat. Als vor ein paar Jahren Amerikas große Rauchspeck-Produzenten ihren Absatz steigern wollten und zu Bernays kamen, um seinen Rat zu hören, da sah die Aktion, zu der er riet, zunächst gar nicht so aus, als handle es sich um Speck. Bernays veranstaltete über alle achtundvierzig Vereinigten Staaten eine Umfrage: „What is America eating for Breakfast?“ — wie das Frühstück des Amerikaners aussehe. Und alle ärztlichen und hygienischen Kapazitäten, die zur Umfrage mobilisiert wurden, waren der Meinung, das Frühstück des Amerikaners sei nicht konsistent genug. Das Frühstück nicht konsistent genug? Auf diese beiden Worte „Frühstück“ und „konsistent“ reagierte Amerika zwangsläufig damit, daß es — dem Frühstück eine größere Portion Speck beifügte.

Das ist *Ballyhoo*: Speck verkaufen, ohne vom Speck zu reden. Es auf dem Umweg machen, mit Psychologie, mit Wissenschaft. Denn Ballyhoo ist — natürlich! — exakte Wissenschaft!

Obwohl Bernays sein Büro in Wall Street hat, obwohl sein Tag mit geschäftlichen Konferenzen ausgefüllt ist, sagt man in New York: Eddie Bernays ist ein Philosoph. Er sei nicht nur nach dem Familienstammbuch ein Neffe Sigmund Freuds, er sei ihm auch geistig verwandt. Der Onkel in Wien lege das Unterbewußte im Triebleben des *Individuums* bloß, der amerikanische Neffe analysiere die unbefriedigten Wünsche der *Masse*.

Auch Bernays hat seine „Lehre“. Er hat sie in ein paar stattlichen Büchern



Friedrich Bach

Achtung, Achtung! Ein Frühlingsgedicht!

niedergelegt, sein Hauptwerk heißt: *Cristallizing Public Opinion* (vom Aufbau der öffentlichen Meinung); er hat über dieses Thema ein paar Semester hindurch an der New-Yorker Universität vor einem hörgierigen Auditorium Kolleg gelesen.

Als er zu seinen Schülern über jene Frühstücks-Umfrage zur Hebung des Speckkonsums sprach, erklärte er, die Aktion sei aufgebaut auf dem Prinzip des „bedingten Reflexes“, das als erster der russische Psychologe *Pawlow* experimentell dargetan hat. Und dann erzählte er von Pawlows Experimenten. Der russische Forscher habe Hunden, während sie fraßen, durch Stiche Schmerzen zugefügt, so daß die Tiere bei der Fütterung schrien; ließ er später die Stiche

fort, so heulten die Hunde dennoch, während sie ihre Mahlzeit schlangen; stach er sie aber, ohne zu gleicher Zeit den Freßnapf vor sie hinzustellen, so sonderten sie gleichwohl — wie beim Fressen — mehr Magensaft ab. Diesen bedingten Reflex, den Iwan Petrowitsch Pawlow an seinen Hunden festgestellt hat, wendet Bernays auf die Bevölkerung der achtundvierzig Vereinigten Staaten an: im amerikanischen Gehirn ist der Speck als der konsistente Teil des Frühstücks so fest verankert, daß das Wort vom zu magerem Frühstück mit eherner Notwendigkeit einen Sturm auf den Rauchspeckmarkt auslöste.

Phineas T. Barnum hat nie von einem Katheder herab über die Kunst des Trommelns doziert, er hat bei seinen tollen Streichen gewiß nicht daran gedacht, welchen psychologischen Gesetzen folgend er handelt, er hat einfach gehandelt. Da ist eine der allertollsten Geschichten, der Streich mit dem Zwerg Tom Thumb, mit dem Barnum in den Vierzigerjahren die Welt erschüttert hat. Dieser Zwerg war nichts anderes als ein frühreifer fünfjähriger Junge, Barnum verlieh ihm einen militärischen Rang, nannte den gescheiten kleinen Thomas *General Tom Thumb*.

Als Barnum mit dem Zwerg-General von Amerika kommend in England landete, bot ihm in Liverpool der Besitzer eines Wachsfigurenkabinetts für den Däumling eine Wochenmiete von zehn Dollar. Barnum lachte dem Gaukler ins Gesicht und ließ ihn stehen. Nahm seinen General auf den Arm, reiste nach London und — machte es anders, ganz anders. Er bezog in einer der vornehmsten Straßen von Westend ein Palais, stellte ein Dutzend livrierter Diener an und schickte goldgerandete Einladungskarten an die Londoner Aristokratie, ans diplomatische Korps, an alles, was man heute „prominent“ nennen würde, und natürlich auch an die Presse: General Thomas Thumb werde an einigen Abenden der Woche die Spitzen der Londoner Gesellschaft empfangen und sich besonders freuen . . . und so weiter, und so weiter.

Die Spitzen kamen. Grafton Street hatte seit langem nicht ein so wildes Gedränge eleganter Wagen gesehen. Lady Rothschild lud den General in ihr Palais in Piccadilly, Mr. Everett, der amerikanische Botschafter, empfahl der Königin, sie möge sich ja nicht die seltene Gelegenheit entgehen lassen, General Thumb zu sehen und ihn ihren Kindern zu zeigen — der General wurde nach St. James Palace befohlen. Die königlichen Kinder fanden den „General“ für einen General ungewöhnlich klein und für einen so kleinen General ungewöhnlich gescheit. Als Zar Nikolaus nach London kam, war es selbstverständlich, daß er dem General seine Aufwartung machte; Louis Philipp wollte dem Zaren nicht nachstehen — der General wurde nach Paris eingeladen. Bald hatte die Elite Europas ihn gesehen, war stolz darauf, ihn gesehen zu haben. Wie konnte es da anders sein, daß nun alle, alle ihn sehen wollten, auch solche, die nicht auf Barnums Prominentenliste standen, die auf keinem europäischen Thron saßen. Barnum versagte sich diesem Drängen nicht, er zeigte Tom Thumb öffentlich. Zuerst, unter ungeheurem Zulauf, in Egyptian Hall in London, dann trat der General eine Rundreise durch die Hauptsädte des Kontinents an. Tom Thumb war ein Weltwunder, wurde ein Weltgeschäft.

Barnum hatte es geschafft, ohne von „Cristallizing Public Opinion“ etwas zu wissen, er hatte um ein frühreifes fünfjähriges Kind die öffentliche Meinung des Erdballs aufgebaut, dieses Kind sei ein Weltwunder, ohne Analyse der Massen-



Irmgard Straub (Holzschnitt)

psyche, ohne Fachleute darüber zu befragen, ob der Markt für Zwerge aufnahmefähig sei. Ballyhoo lehrt, die Masse werde am sichersten gelenkt, wenn man „Gruppenführer“ für seinen Zweck gewinnt, denen die nachgeordnete Gruppe gerne folge; so datiert Ballyhoo die Karriere der Armbanduhr von dem Tage, an dem es gelang, den Prinzen von Wales zu bewegen, daß er seinen Chronometer am Handgelenk trage. Phineas T. Barnum wußte nichts vom massenpsychologischen Prinzip des Gruppenführers, nur einem blanken hellen Instinkt folgend, sorgte er dafür, daß die Gruppenführerin aller Gruppenführer, die Königin, den Miniaturgeneral zu sich lud und ihn auch in der gruppenführenden Kinderstube des britischen Weltreichs präsentierte.

Barnum hat sich nie um die Geschäfte anderer gekümmert, er hat immer nur ans eigene Geschäft gedacht, ans eigene Museum, an den eigenen Zirkus. *Ballyhoo* ist Nachdenken für andere, Kopfzerbrechen für den Mitmenschen, in einem wohlorganisierten Büro, gegen Professorenhonorar für die Einzelkonsultation oder im Jahresabonnement.

Barnum, der den Weltrummel mit dem General Tom Thumb fingerte, der die Negerin Joice Heth als Automatin ausrief — Barnum war naiv schlau, er ist das unkomplizierte, bedenkenlose Amerika der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; Bernays ist jenes ganz und gar veränderte Amerika der großen Nachkriegskonjunktur, von der Blässe europäischen Denkens angekränkelt, mit dem Zeitsymptom, den Geschäftstrick als Wissenschaft zu verkaufen.

Darum zeigt die Linie, die von Barnum zu Bernays führt, in besonderer Klarheit eine Entwicklung auf, den Wandel des amerikanischen Geistes in den letzten hundert Jahren.

Tod des Tagelöhners

Von

Richard Billinger

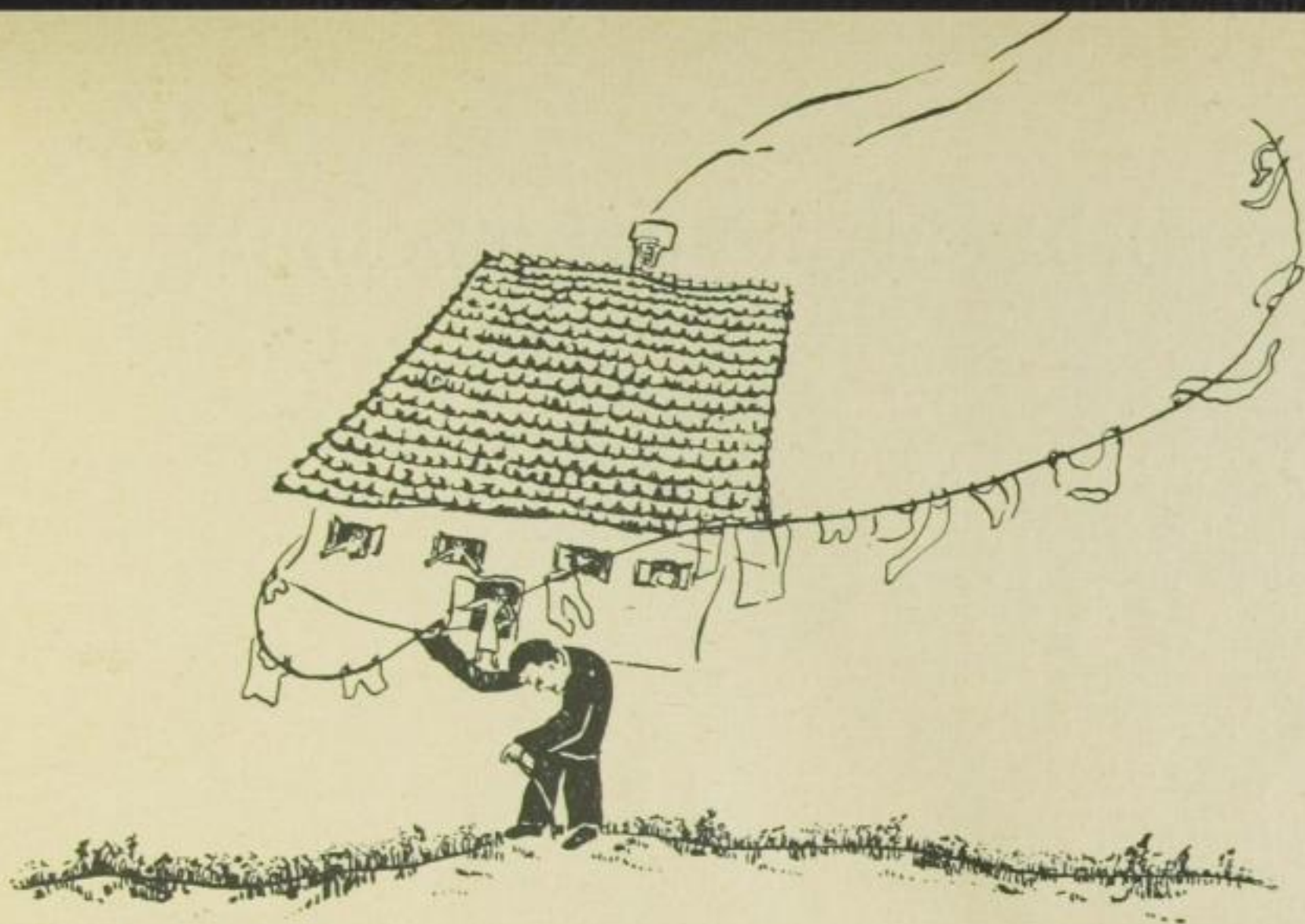
*

*Ja, doch sicher, morgen acht
wird der Häusler Georg Wolf
in das Grab getragen.
Kapuziner aus dem Kloster
kommen mit geweihten Kerzen,
alle Glocken werden läuten,
und die Bahre tragen Bauern.
Es wird eine schöne Leiche,
sagen alle, die was wissen.
Kannte ihn doch jedes Kind:
Aufrecht noch trotz Altersbürde
schritt er mit der Morgenfrühe
in das Feld zum Tagewerken.
Doch an einem Sommermorgen,
vor zwei Tagen, fand sein Weib*



Sibylle Moore

*tot ihn auf des Hauses Schwelle.
Wollte er vorm grimmen Schnitter
in die oft gedüngten Wiesen,
in die treugepflegten Felder
hilfesuchend fliehn?
Morgen wird er nun begraben.
Und die jahremürbe Wölfin
rüstet schon den schwarzen, seidnen
Glanzrock zu der Trauerfeier.
Vor wohl mehr als fünfzig Jahren
hat sie ihn als Braut getragen.
Morgen nun zum letzten Male
wird sie ihrem Mann zu Ehren
wieder sich so fürstlich schmücken.
In dem Stübchen mit den alten
rauchgeschwärzten Deckenbalken
und den kleinen Fensteraugen
liegt der Tote.
Nachbarinnen flüstern, beten:
„Gib ihm, Herr, die ewige Ruh.“
Aus dem blauen Nachmittag
schlüpfen Kinder in das Stübchen,
tunken Rosmarin und Ähren
in den Kelch mit Heiligwasser
und besprengen den Verstorbenen,
daß die kühlen Tröpflein sanken
tief ins heiße Fegefeuer.
Vor dem Häuschen rauscht ein Brummen,
hauchen reife Erntefelder.
Abendwolken, sonndurchgoldet,
ruhen schwer auf fernen Bergen —:
die gefüllten Himmelscheunen
des verstorbnen Tagelöhners
Georg Wolf.*



M. Fuchs

MF
Der Familienvater

Alte Bäuerin

Von

Max Herrmann-Neiße

*Alte Frau, nach einem Tag voll Mühe,
dumpfem Schuften, Zank und Geiz und Dreck,
hockst du regungslos im Fenstereck,
hörst im Stall die Pferde und die Kühe,
siehst geschlossenen Auges, was die Knechte
treiben, weißt der Mägde Heimlichkeit,
und verlierst dich ohne Grenzen weit
in dem eignen bäurischen Geschlechte.
Was kann dir der Abendglocke Läuten
oder eines Kindes erster Schrei
oder die verlorene Litanei
einer Totenglocke noch bedeuten?
Deine Hände legst du, nicht ergeben,
nur zu kurzer Rast in deinen Schoß,
spürst, daß draußen dunkel, kühl und groß
die Verstorbenen das Dorf umschweben,
fühlst den Enkel fremder als die Schatten.
Grundlos tobend bellt im Hof der Hund.
Stumm und ohne Regung gibt dein Mund
Rechenschaft dem lang schon toten Gatten.*

Usinger und Schiebelhuth

Von

Carl Zuckmayer

Die Situation der neueren deutschen Lyrik ist schwer zu bestimmen. Auf der einen Seite gibt es eine ganze Menge lyrischer Talente oder Halbtalente, ja wirklich Unzählige, denen dann und wann ein guter Vers gelingt, ohne daß doch die Notwendigkeit, der Zwang, aus dem sich ihnen das Wort erschließt, sichtbar würde. Auf der anderen Seite erkennen wir, abseits der paar großen einmaligen Erscheinungen, die schon fast Überlieferung sind, nirgends das Heranwachsen eines wahrhaft bedeutenden lyrischen Werkes, nirgends die Ansätze zu großer, gesammelter Schau, Berufung und Bildnerschaft.

Talent an sich ist in einer literarisch so überfütterten und gleichzeitig so physiognomielosen Epoche kein Kriterium. Es gibt so viele junge Leute, die Talent genug haben, in einer der gangbaren literarischen Modiformen Erträgliches auszudrücken. Der hunderttausendste Rimbaud-Nachfüher ist sicher schon irgendwo gedruckt worden. Aber es ist bei formbegabten jungen Menschen auch nie sicher, ob nicht hinter der angenommenen Gebärde Eigenes, Wesenhaftes steckt, das ihnen nur selbst noch nicht aufgegangen ist. Es müßte schon einer die Fähigkeit des Wünschelrutengängers haben, um aus der Armee dieser Pioniere, denen sich das Verhau der Sprache allzuleicht ergibt, die wahrhaft Geführten und künftig Führenden zu sondern. Wem so sehr die Lyrik, das deutsche Gedicht, dieser kristallklare Kern, dies ewig wandelbare Luftgebilde, dieser fliegende Schaum und dieser goldschwere Niederschlag unserer Sprachseele, am Herzen liegt, daß er nach jedem Kalenderspruch hascht, der muß sich, will er Frucht und Kern in seine Scheuer tragen, an das halten, was schon ausgeschlackt, schon abgeflackert, schon vom ersten Schlammbad gereinigt, in seiner Eigenform erkennbar ist: an Gekonntes. An Gestaltetes.

Die beiden Bücher, die ich empfehlen will, sind beide im „Darmstädter Verlag“ erschienen, einem kleinen eifrigen Unternehmen, das, unabhängig von Modeströmung und Marktbedürfnis, den Ehrgeiz hat, der Dichtung zu dienen. *Das Wort* von Fritz Usinger ist ein schmaler schwarzer Band, nicht der erste dieses unbekanntenen, ernst schaffenden Dichters, von dem eine erkämpfte Klarheit, eine schlichte und doch gehobene, oft fast sakrale Haltung, ein Wille zur großen Form und eine tiefe, wissende Bescheidung vor der Größe der Form ausgeht. *Die Schalmei vom Schelmenried* von Hans Schiebelhuth ist ein schönes, weiträumiges Buch, in großer Antiqua gedruckt und mit ungemein reizvollen, romantischen Farbzeichnungen von Alfred Kubin geschmückt. Eines jener Bücher, die schon beim Anschauen oder Anfassen ein gutes freudiges Gefühl wecken, dabei ohne Präntention, ohne Privat-Druck-Allüren, in der äußeren Form seinem Gehalt entsprechend. Es enthält nur drei ausführliche, episch angelegte Gedichte: Hexenhochzeit, Frohvogel, und den Gesang vom großen Schlafdieb, das letzte eine ebenso heitere, witzige, wie lyrisch blühende Romanze. Für mich ist das mittlere, der Frohvogel, eines der schönsten, rührendsten, trostvollsten Gedichte, die ich seit langem las. Während Schiebelhuth in diesem Buch eine sehr wohlgelaunte, sehr menschliche, sehr kunstvolle Kammermusik erklingen läßt, beschwört Usinger die Vox Coelestis, die große Orgelstimme, den mythischen Himmelswind, um dann wieder die Nähe, die Dichtigkeit, die Lebenswärme und die einfache Gestalt des echten Liedes zu finden:

*Im Licht die Grillen zirpen schrill,
Das Korn wellt vor dem Wind.*

*Und auf dem Anger sitzen still
Die Gänse bei dem Kind.*

Ich schließe diesen Zeilen die Bitte an — an alle, denen die Sprache noch mehr bedeutet als ein Verständigungsmittel — diese Gedichtbücher, die außer der Reihe stehen und, bar aller Sensationen, wenig Aufsehen erregen werden, zu lesen und zu lieben.



Die Schauspielerin Luise Rainer



Hühnerfarm in Ostpreußen

Hildegard Frensdorf



Der kleine Hut von 1900

Aus dem Film „Die Dame vom Maxim“



Unionbild

Hutmarkt in Madrid



Prager

Pelzmützen in Usbekistan

MARGINALIEN

Jahrgang 1925

I.

In einem Berliner Café sitzen sie an einem Sonntagnachmittag: der Vater, die junge Mutter, ein Onkel — und eben Hans, das Kind des Jahrgangs 1925. Oberkellner in weißen Schürzen laufen zwischen den Tischen, gelb-weiß gestreifte Sonnendächer spannen sich über den kleinen Marmorplatten. Der Onkel, ein gütiger Mann mit einem Kneifer und einem blonden, kleinen Schnurrbart, zieht eben — der Kaffee wurde gerade vor ihn hingestellt — umständlich eine prallgefüllte, lederne Zigarrentasche aus der Jacke, entnimmt eine Havanna, beißt die Spitze ab, pustet durch, von vorn, von hinten, und entzündet ein Streichholz. Plötzlich hält er inne, sein Schwager hat aus seiner silbernen Zigarettendose eine Zigarette genommen, und der Onkel reicht das flammende Streichholz dem anderen. Wie er das Hölzchen zurückführt, streicht ein Windstoß darüber, die Flamme verlöscht. Der Onkel sieht den Neffen an, den siebenjährigen Hans, und fragt, ehe er das Streichholz ansteckt, mit seinem besten Sonntagnachmittag-Lächeln: „Rauchst du denn nicht, Hänschen?“ — und er denkt an seine eigene Kindheit, wie sie hinter Scheunen und abends in den dunklen Kammern die ersten Lungenzüge versuchten.

Hans sieht sehr erstaunt dem schon wohligh an seiner Havanna lutschenden Onkel ins Gesicht. „Wozu soll ich denn rauchen“, fragt er ruhig, „was hat das für Zweck?“

Die Alten sind unzufrieden, sie verstehen sie schon nicht mehr, die neue Generation, die da heranwächst.

2.

Auf einer Großstadtstraße, unweit der Straßenbahnen, der hastenden Menschen, hupenden, lärmenden Autos spielen Kinder, fünfjährige, sieben- und achtjährige Kinder. Erwachsene gehen vorüber, eilig, die Kinder wegschiebend, ganz von ihrer Wichtigkeit erfüllt. Ein

ganz kleines Mädchen rollert mit Geräusch den Bürgersteig entlang. Alle paar Schritte hält sie an. „Bahnhof Jannowitzbrücke“, kräht sie mit ihrer Kinderstimme und rollert weiter. „Alexanderplatz — umsteigen nach Frankfurter Allee“ — und ist schon im Weiterfahren, als dicht vor ihre Füße, direkt am „Alexanderplatz“, ein Papierflieger niederfällt, ein sauberer, aus Ashelm-Schulheft gekniffter Papierflieger. Ein Junge, blonder Schopf mit hellen lustigen Augen, stürzt hin zu dem Eindecker, um ihn aufzuheben. Da sieht er das kleine Mädchen mit ihrem Roller stehen.

„Na, Kleine“, fragt er — denn offensichtlich ist sie noch nicht mal in der Schule, wer weiß, ob sie überhaupt schon sechs ist, „willste den Flieger haben?“ Und seine Stimme hat einen zärtlichen Klang.

„Nee“, sagt das Mädchen.

Der Junge ist enttäuscht. „Warum denn nich —“, fragt er traurig.

„Weil ich'n nich brauche.“ Sie faßt ihren Rappen beim Kopf und rollert ab. Die Antwort genügt dem Jungen, der Grund ist mehr als stichhaltig. Nichts gegen ihn. Und er hebt seinen Papierflieger selbst auf und schleudert ihn mit raschem Schwung durch die Luft.

Peter W. Rudolf

Jo-Jo-Rekorde purzeln. Nachdem dem ersten, in Schlefien von einem Mädchen aufgestellten Jo-Jo-Rekord das Lebenslicht durch einen oberschlesischen Schuljungen, der es schon etwas besser konnte, bald ausgeblasen war, folgt jetzt ein Rekord dem anderen mit solcher Geschwindigkeit, daß es schwer ist, gewissenhaft im Bilde zu bleiben. Kaum hatte neuerdings ein zwölfjähriger Schüler in Pilzen in 1¼ Stunden 3104 Züge fertiggebracht, ohne ernstlichen Schaden zu nehmen, schaffte es ein Bauarbeiter in Lehmwasser bei Waldenburg im Kreise seiner Familie 5839mal. Alle aber schlug jetzt der Handlungsgehilfe Artur Schäfer in Löwenberg, der in 2½ Stunden genau gezählt 6648 Jo-Jo-Züge zuwege brachte, ohne daran zu sterben.

(Freystädter Wochenblatt, Januar 1933.)

Waren Wellingtons Augen braun oder blau? oder: Was ist Geschichte?

Wenn es eine historisch bezeugte Persönlichkeit gibt, so ist es der Herzog von Wellington, der, mit Hilfe Blüchers, Napoleon bei Waterloo besiegt hat. Seine Existenz könnte, wofern einer an ihr zu zweifeln Lust hätte, sozusagen buchhalterisch bewiesen werden, denn das englische Parlament bewilligte ihm für Waterloo 200 000 Pfund, die damals noch 4 Millionen Mark wert waren. Der Mann war später Ministerpräsident, als solcher sogar der bestgehaßte Mann Englands, und starb, längst wieder angebetet von der Nation, 1852, in seinem dreiundachtzigsten Lebensjahr. Seine erste Lebenshälfte verbrachte er, wie sein gleichaltriger Gegner Napoleon, auf den Schlachtfeldern, und die Soldaten hatten Gelegenheit genug, ihn zu sehen. Seine zweite Lebenshälfte aber verbrachte er auf Reisen, im Parlament und in den aristokratischen Salons, die er bis zuletzt zu besuchen nicht müde wurde. Das alles wird hier nur aufgefrischt, um zu bemerken: Ein Mann, der den Namen Wellington trägt, wird von Tausenden beobachtet, von Hunderten geschildert. Man sieht sich einen Wellington gut an, um dereinst seinen Enkeln erzählen zu können: Ich habe ihn noch gesehen, so und so war er. Ja, wie war er? Wie sah Wellington eigentlich aus? Wenn man nun verschiedene Schilderungen Wellingtons vergleicht, muß man die Entdeckung machen, daß er von verschiedenen Beobachtern im gleichen Lebensabschnitt, ja im gleichen Jahr, ganz verschieden beschrieben wurde. Heine, der ihn wahrscheinlich im Hause der Lords zu beobachten Gelegenheit hatte, erblickt in ihm — selbstverständlich, möchte man sagen — den Kontrast zu seinem vergötterten Napoleon. „Wellington, das dumme Gespenst mit einer aschgrauen Seele in einem steifleinernen

Körper, ein hölzernes Lächeln in dem frierenden Gesichte“, schreibt er in den „Englischen Fragmenten“ aus dem Jahre 1828.

Zwei Jahre früher, am 15. Februar 1826, sah Wellington ein Mann, den man schon deshalb gern für einen guten Beobachter halten möchte, weil man sonst die Hälfte dessen, was man über den alten Goethe zu wissen glaubt, abstreichen müßte: Eckermann. In den Gesprächen mit Goethe lesen wir die folgende Aufzeichnung vom 16. Februar 1826:

Ich setzte mich zu Goethe an den Tisch, indem ich ihm die Nachricht brachte, daß ich gestern, bei seiner Durchreise nach Petersburg, den Herzog v. Wellington im Gasthose gesehen.

„Nun“, sagte Goethe belebt, „wie war er? Erzählen Sie mir von ihm. Sieht er aus, wie sein Porträt?“

„Ja“, sagte ich ihm, „aber besser, besonderer. Wenn man einen Blick in sein Gesicht getan hat, so sind alle seine Porträts vernichtet. Und man braucht ihn nur ein einziges Mal anzusehen, um ihn nie wieder zu vergessen, ein solcher Eindruck geht von ihm aus. Sein Auge ist braun und vom heitersten Glanze, man fühlt die Wirkung seines Blicks. Sein Mund ist sprechend, auch wenn er geschlossen ist. Er sieht aus wie einer, der vieles gedacht und das Größte gelebt hat, und der nun die Welt mit großer Heiterkeit und Ruhe behandelt und den nichts mehr ansieht. Hart und zäh erschien er mir wie eine Damaszener Klinge.

Er ist seinem Aussehen nach hoch in den Fünzigern, von gerader Haltung, schlank, nicht sehr groß und eher etwas mager als stark. Ich sah ihn, wie er in den Wagen steigen und wieder abfahren wollte. Sein Gruß, wie er durch die Reihen der Menschen ging und mit sehr weniger Verneigung den Finger an den Hut legte, hatte etwas ungemein Freundliches.“

Goethe hörte meiner Beschreibung mit sichtbarem Interesse zu. „Da haben Sie einen Helden mehr gesehen“, sagte er, „und das will immer etwas heißen.“

Soweit Eckermann. Wir besitzen nun viele Schilderungen Wellingtons, die mit dieser von Eckermann gegebenen in einem wichtigen Punkte nicht übereinstimmen. Wir wählen eine von ihnen, die berühmte Eintragung *Thomas Carlyles* in sein Tagebuch vom 15. Juni 1850.

„Bei weitem die interessanteste Erscheinung unter den Anwesenden war der alte Herzog von Wellington, der zwischen zwölf und eins erschien und langsam durch das Zimmer schlich. Wahrlich ein schöner alter Mann; ich habe erst jetzt gesehen, wie schön er ist, und was für eine anmutige Schlichtheit, Wahrhaftigkeit und Hochherzigkeit in dem Wesen des alten Helden liegt, wenn man ihn in allernächster Nähe sieht. Selbst seine Körpergröße hat mich bisher getäuscht: er hat eine ziemlich kurze, schwächliche Figur, etwa fünf Fuß hoch; jedoch von guter Breite, und *alles* Muskel oder Knochen; — seine Beine müssen wohl der kürzere Teil an ihm sein, denn sicherlich ist er mir, wenigstens wenn er zu Pferde saß, immer hochgewachsen erschienen. Die Augen schön hellblau, voll milder Mannhaftigkeit, mit unendlich viel mehr innerer Kraft und Heiterkeit, als ich mir bis dahin vorgestellt hatte. Das Gesicht ganz sanft, weise, mannhaft und ehrwürdig usw. usw.“

Man wird inzwischen den Punkt entdeckt haben, in dem die Schilde-

rungen Carlyles und Eckermanns auseinandergehen: bei Eckermann hat Wellington *braune* Augen, bei Carlyle *hellblaue*: bei beiden freilich ist der Blick aus diesen Augen heiter. Woher diese Abweichung? Was ist geschehen? Wellingtons Augen waren, das darf man wohl behaupten, nicht braun, wie Eckermann, sondern blau, wie Carlyle sie sah. Eckermann hat sich geirrt, und wenn man besonders spitzfindig sein will, könnte man sogar behaupten, daß er sich zugunsten Goethes geirrt hat. Goethe war sein Held und Goethes Augen waren braun; was ein Held war, mußte, für Eckermann, zumindest braune Augen haben; selbstverständlich handelte es sich bei ihm um einen unbewußten Irrtum, um eine Fehlleistung.

Wie aber, wenn Eckermann etwa der einzige wäre, der uns eine Beschreibung der körperlichen Erscheinung Wellingtons liefert? Dann würde Wellington als der Mann mit den braunen Augen in die Geschichte eingehen. Und es gibt viele historische Gestalten, von denen wir nicht mehr wissen, als was ein einziger, mittelbarer oder unmittelbarer Zeuge ihrer körperlichen Gegenwart uns erzählt hat. Wie hoch müssen wir unsere Vorstellung von Scipio, Hannibal, Attila, Karl dem Großen, Dante einschätzen, wenn es in bezug auf Wellington eine solche Schwankung geben kann?

E. L.

KURHOTEL

MONTE VERITA BEI ASCONA

SCHWEIZ

REDUZIERTE PREISE • PENSION AB RM 11.— • GOLF,
SONNENBÄDER, TENNIS • DIÄTKÜCHE
PROSPEKTE AUF ANFRAGE

Manchmal

Manchmal, wenn man sich besonders
dreckig

Und besonders gottverlassen fühlt,
Sich an allem stößt, ob rund, ob eckig,
Und das Allgemeine als spezielle
Tücke nimmt, nur gegen sich gezielt,
Wenn man wünscht, man wäre auf der Stelle
Tot und brauchte nicht mehr aufzustehn,
Wenn man zwischen Heulen schwankt
und Fluchen

Und bereit ist, nur zum Händel-Suchen
An der Fernsprechscheibe rumzudrehn:
Geht man schließlich für sein letztes Geld
In ein Kino; ohne jeden Spaß.
Oder, weil man innerlich von Nutzen
Eine äußere Umgestaltung hält,
Zum Friseur, und läßt sich (blaß im Glas)
Seine nie gestutzten Brauen stutzen.

Hedwig Schneider

Mit Karl Vallentin

Wir gehen über die Isarbrücke.
Möwen flattern hungrig herum. Vallentin
sucht in den Taschen. „Teifi, Teifi,
koa Stückerl Brot hab i bei mir.“

Dann nimmt er aus seiner Geldtasche
ein Zehnpfennigstück: „Do, kaufts euch
selber was.“

*

Im Nymphenburger Schloßpark. Wir
setzen uns ins Gras. Ein Wächter
kommt. „Drei Markeln Straf pro Person
kost das“, sagt der.

„Wieso“, entgegnet Vallentin, „mir
san doch zwei Nymphen.“

*

In die Domkonditorei kommt er mit
ein paar Schlittschuhen. „Tschuldigen,
darf i auf Eanan Vanilleeis a bissel
fahren?“

*

Und beim Friseur. „Gelt, Sie schnei-
den rote Haare auch?“ N. S.

In einem Wiener Wirtshaus sitzt
ein Mann, der ein reiches Mittagessen
verzehrt hat und nun, als ihm der
Kellner die Rechnung vorlegt, erschrocken
in seine Brusttaschen greift.
„Um Gottes willen, meine Brief-
tasche ist weg!“ — Der Ober mustert
den Gast mit einem scharfen und taxie-
renden Blick: „Schon gut, das kennen

wir.“ Und befehlend: „Stehns auf!
Kommens her!“ Er stellt den Mann
ohne Brieftasche in die offene Tür und
drückt dessen Rücken in eine gebeugte
Haltung. „So, alstern hebens Ihnera
Rock auf!“ Und nun versetzt er dem
Gesäß des Zechprellers einen schwung-
vollen Fußtritt, daß der Mann auf die
Straße fliegt. Die andern wenigen Gäste
haben mit Vergnügen zugeschaut. Aber
da erhebt sich einer von ihnen, nachdem
er noch zum Nachtsch ein Emmen-
taler verzehrt hat, nimmt seinen Hut,
geht zur Tür, beugt ein wenig den
Rücken, hebt die Rockschoße auf und
ruft: „Ober, zahlen!“

Übergang zur Naturalwirtschaft.
Euer Wohlgeboren! Wir danken Ihnen
bestens für die uns eingesandten Bei-
träge und beabsichtigen, einen derselben
in unserer „Literatur-Zeitung“ erschei-
nen zu lassen. Das grundsätzlich für alle
angenommenen Beiträge durch uns fest-
gesetzte Honorar besteht in einer
Sphinx-Krawatte, die wir nach Er-
scheinen Ihres Beitrages gratis und
franko an Ihre w. Adresse absenden.
Wenn Sie mit dieser Form des Honorars
einverstanden sind, wollen Sie uns frdl.
beiliegende Zustimmungserklärung un-
terfertigt zukommen lassen. Wir hoffen,
auch weiterhin Proben Ihres künstle-
rischen Schaffens zu erhalten und zeich-
nen, mit vielen, guten Wünschen für
Ihre schriftstellerische Laufbahn,
hochachtungsvoll
Die Literatur-Zeitung

Literarische Begabung. Man sagt,
die Probe darauf, ob ein Mensch schrei-
ben könne, liegt darin, ob er eine In-
schrift verfassen könne. Ich sage: „Kann
er einem Kätzchen einen Namen ge-
ben?“ Und nach dieser Probe bin ich
gerichtet, denn ich kann es nicht.

Musik. Um zu wissen, ob dir ein
Musikstück Genuß bereitet oder nicht,
gib acht, ob du dir die Ankündigungen
von Mundwasser und Seife unten auf
dem Programm ansiehst. *Samuel Butler*

In einer Wiener Redaktion hängt
folgender Anschlag: „Die Herren Re-
dakture werden ersucht, nicht fortzu-
gehen, bevor sie gekommen sind.“

Neuerscheinungen Frühjahr 1933

JOHN GALSWORTHY

Pharisäer

ROMAN

Deutsch von Leon Schalit

Halbleinen M 5.50, Ganzleinen M 6.50

VICTORIA WOLF

Mädchen, wohin?

ROMAN

1.—5. Tausend

Ganzleinen M 5.50

A. J. CRONIN

Drei Lieben

ROMAN

Ganzleinen M 9.50

JOHANN FABRICIUS

Marietta

ROMAN

Ganzleinen M 6.80

LILI GRÜN

Herz über Bord

ROMAN

Ganzleinen M 5.50

HILDE SPIEL

Kati auf der Brücke

ROMAN

Ganzleinen M 5.50

OSKAR JELLINEK

**Die Seherin
von Daroschitz**

NOVELLE

Ganzleinen M 3.—

JEAN RICHARD BLOCH

Sybilla

ROMAN

Ganzleinen M 6.80

PAOLA MASINO

Monte Ignofo

ROMAN

Ganzleinen M 6.—

HERM. SINSHEIMER

Sturz in die Liebe

ROMAN

Ganzleinen M 4.90

WILHELM HERZOG
Der Kampf einer Republik

DIE AFFÄRE DREYFUS

Dokumente und Tatsachen

Mit ca. 100 Bildbeigaben / 1.—10. Tausend

Ganzleinen M 9.50

PAUL FRISCHAUER

Prinz Eugen

EIN MENSCH UND HUNDERT

JAHRE GESCHICHTE

Mit 55 Bildbeigaben / 1.—5. Tausend

Ganzleinen M 9.50

PAUL ZSOLNAY VERLAG / BERLIN



Walter von Dreesen

— Glaubst du jetzt, daß ich dich gern hab, Mirzl?
— Ja, Seppl!

*

Das Geduldspiel

Kluge Ärzte wissen, daß ein freundliches Wartezimmer schon so viel wert ist wie eine gute Medizin; ein düsterer, ernster Raum drückt auf die Stimmung des Patienten, ein heller, heiterer macht Mut zum Gesundwerden. Kluge Ärzte wissen auch, daß Warten zu den unangenehmsten Notwendigkeiten des Lebens gehört. Sie freuen sich natürlich, wenn viele Patienten warten müssen, weil das ja ein Beweis für eine gutgehende Praxis ist; aber sie denken auch daran, wie sie die Wartenden die Zeit vergessen machen können. Zum Zeitvertreib legen sie ihnen Bücher und Zeitschriften hin.

Der ebenso berühmte wie gescheite und liebenswürdige Onkel Doktor, bei dem ich jetzt in Behandlung bin, ist noch einen Schritt weiter gegangen: er hat für das Wartezimmer ein halbes Dutzend „Geduldspiele“ angeschafft.

Der Erfolg ist durchschlagend: nun sieht man dort einen würdigen Herrn, der sich mit Zähigkeit bemüht, durch ein geschicktes Schütteln mit der Hand zwei Clown-Hüte auf den Kopf zu stülpen. Drüben in der Ecke versucht die hübsche junge Schauspielerin, die Maus in die Falle zu locken. Das Kind in mir dagegen interessiert sich für das Problem, in einem kleinen Kasten sechs Bleikugeln in je ein Tal zu bringen. Zu diesem Spiel gehört allerdings eine Lammsgeduld. Statt mich zu beruhigen, habe ich schließlich eine Wut bekommen, auf meine nervöse Hand, auf Geduldspiele im allgemeinen, auf rollende Bleikugeln im besonderen.

Beim nächsten Besuch steigerte sich

noch mein Haß gegen das Spielzeug: man wird es verstehen, wenn ich vermute, daß ich das Spiel auf dem Tisch fand, — und in jedem Tal lag eine Kugel: also war ein anderer doch geschickter und geduldiger gewesen als ich!

Mit Engelsgeduld stürzte ich mich in die Arbeit. Es geht schon besser: fünf Kugeln liegen richtig. Aber sobald ich nahe daran bin, die sechste an ihren Platz zu bringen, rollen sie alle wieder durcheinander. Ich zweifelte an meinen äquilibristischen Fähigkeiten und gab es auf. Da kam der Onkel Doktor ins Zimmer und fragte mich, wie ich die Idee mit den Geduldspielen fände.

„Großartig! Aber sagen Sie mir eins: wie ist es möglich, alle sechs Bleikugeln in die Täler zu bekommen? Und ich habe doch eben gesehen, daß es geht!“

„Es geht!“ lachte er. „Es ist sogar ganz einfach. Passen Sie mal auf!“

Und nun hob er den Glasdeckel von der Schachtel ab und legte die verflixten Kugeln mit der Hand einzeln in die Täler.

Geno Ohlischlaeger

Galsworthy soll bis zum Schluß jenen Humor behalten haben, welcher die Freude, aber auch den Schrecken seiner Freunde bildete. Am 28. Januar glaubten einige Ausländer, welche lange in England gelebt hatten, seine Stimmung durch nachfolgendes Telegramm zu heben: *Nicht vor Beendigung der Fortsetzung von „Kaid in Waiting“ und „Flowering Wilderners“ sterben!* Galsworthy antwortete ganz kurz: *Die Fortsetzung ist leider schon fertig!* Am nächsten Tag starb er.

MONTREUX EIN FRÜHLINGSTRAUM!

MONTREUX-PALACE-HOTEL

das vornehme Haus am Genfer See. 300 Zimmer, 150 Bäder

HOTEL NATIONAL • HOTEL LORIUS

erstklassige Familienhotels am See. Pension Francs 13.— an

GOLF • TENNIS • STRANDBAD

Woran erkennt man den Bayern?

Was mir in München auffiel, war, daß es hier so viele Menschen gab, die aussahen, als wollten sie sagen: „Gell, ich schau nicht aus wie ein Preuß’?“

Nein, das taten sie nicht, aber wie kam das? Und wenn man ihnen ansehen kann, daß sie Bayern sind, sieht man mir am Ende auch an, daß ich keiner bin? — Dann pfüat di God in dieser Stadt voll Bayern. Aber, und nun hatte ich mich bereits richtig in dieses Problem verheddert, wenn man hier jeden als den Bayern erkennt, der er ist, dann muß es doch auch etwas geben, woran man ihn erkennt. Und nun dachte ich darüber nach: woran erkennt man den Bayern?

Diese Frage war nicht leicht zu beantworten, denn wie überall in der Welt gibt es in München Dicke und Dünne, obwohl die Dicken in der Mehrzahl sind. Es gibt Männer mit und ohne Schnurrbärte. Lange Schnauzbärte und kurze Löffelputzer. Auch rote Nasen gibt es hier, aber rote Nasen gibt es auch anderswo. Und die Bäuch’? Ja, du, mein Liaber, auch dicke Bäuch’ hat man anderswo im Reich.

Aber nicht solche Bäuch’, versuchte ich mich zu überzeugen, und außerdem wischt man anderswo das Tischmesser am Tischtuch ab, aber man schärft es nicht, ehe man ißt. Aber das alles war nicht von Wichtigkeit. Da begegnete mir eine Frau mit einem Kropf. Aha, dachte ich, jetzt hab ich ’s. An ihren Kröpfen sollt ihr sie erkennen. Doch es dauerte sehr lange, bis ich wieder mal jemanden mit einem Kropf sah. Der Kropf konnte es also auch nicht sein. Leichter erkennt man die Bayern schon an ihren Trachtenjacken, die hier viel getragen werden, an der „Kurzen“ und den runden Hüten mit dickem Gamsbart oder einer Reihe schöner Edelweiß. Aber auch das schien den Ausschlag nicht zu geben. Eher schon läßt sich sagen, daß man sie an ihren Lodenmänteln erkennt und den alten Pelerinen, die es hier noch gibt, wie es ja überhaupt in München noch sehr viele Leute gibt, die in Kleidern herumlaufen, die nach der Mode von 1914 geschnitten sind.

Inzwischen hatte es aufgehört zu regnen. Die Lodenmäntel verschwanden von der Straße. Wer dennoch einen Lodenmantel mit sich herumschleppte, hatte ihn über die Schulter geschlagen, als wolle er mir helfen, neue Kennzeichen für den Bayern herauszufinden. Aber auch die anwesenden Sachsen hatten sich angewöhnt, den Mantel über die Schulter zu schlagen, wodurch die Sache aufs neue kompliziert wurde.

Ich ging über den Viktualienmarkt und sah ein paar alte Frauen mit runden, vorne hochgeklappten Hüten, die jedoch neben dem einen Zweck, vor der Unbill der Witterung zu schützen, keinen anderen Zweck zu haben schienen. Vor allem nicht den Zweck, ihre Trägerinnen als Münchnerinnen besonders zu kennzeichnen. Andere Frauen, die vom Lande hereinkamen, machten es mir leichter, indem sie die bekannten Tirolerhütchen oder, wenn sie älter waren, schwarze Kopftücher trugen. Charakteristisch schien mir an all diesen Frauen die spitze Nase und die noch spitzere Kinnpartie zu sein, aber es gibt ja nicht nur alte Frauen in München.

Verwirrt durch so viele widerstrebende Kennzeichen, gab ich es auf, die besonderen Kennzeichen festzustellen, an denen man den Bayern erkennt. Außerdem kam es mir am zweiten Tage meines Aufenthaltes in München so vor, als habe die Zahl der anwesenden Bayern abgenommen. Immerhin erschien mir ihre Zahl, besonders in der Gegend um das Hofbräuhaus herum, noch beträchtlich groß. Am dritten Tage jedoch, als ich zum erstenmal meine „Kurzen“ spazieren führte, zu denen ich mir eine schöne bunte Trachtenjacke gekauft hatte, vermochte ich keinen Bayern mehr von einem Preußen zu unterscheiden; ja wenn ich unversehens in einen Spiegel blickte, war es mir, als sagte ich selbst zu mir: Gell, ich schau nicht aus wie ein Preuß’?

Ich kann nicht sagen, wie sehr diese Feststellung mich beglückte, und nur über eins wunderte ich mich: daß man mich nach wie vor überall für einen Preußen hielt.

Erich Grisar



Xaver Fuhr, Prozession (Ölbild)

Galerie Neumann-Nierendorf



In einer Kapelle

Weltrindschau

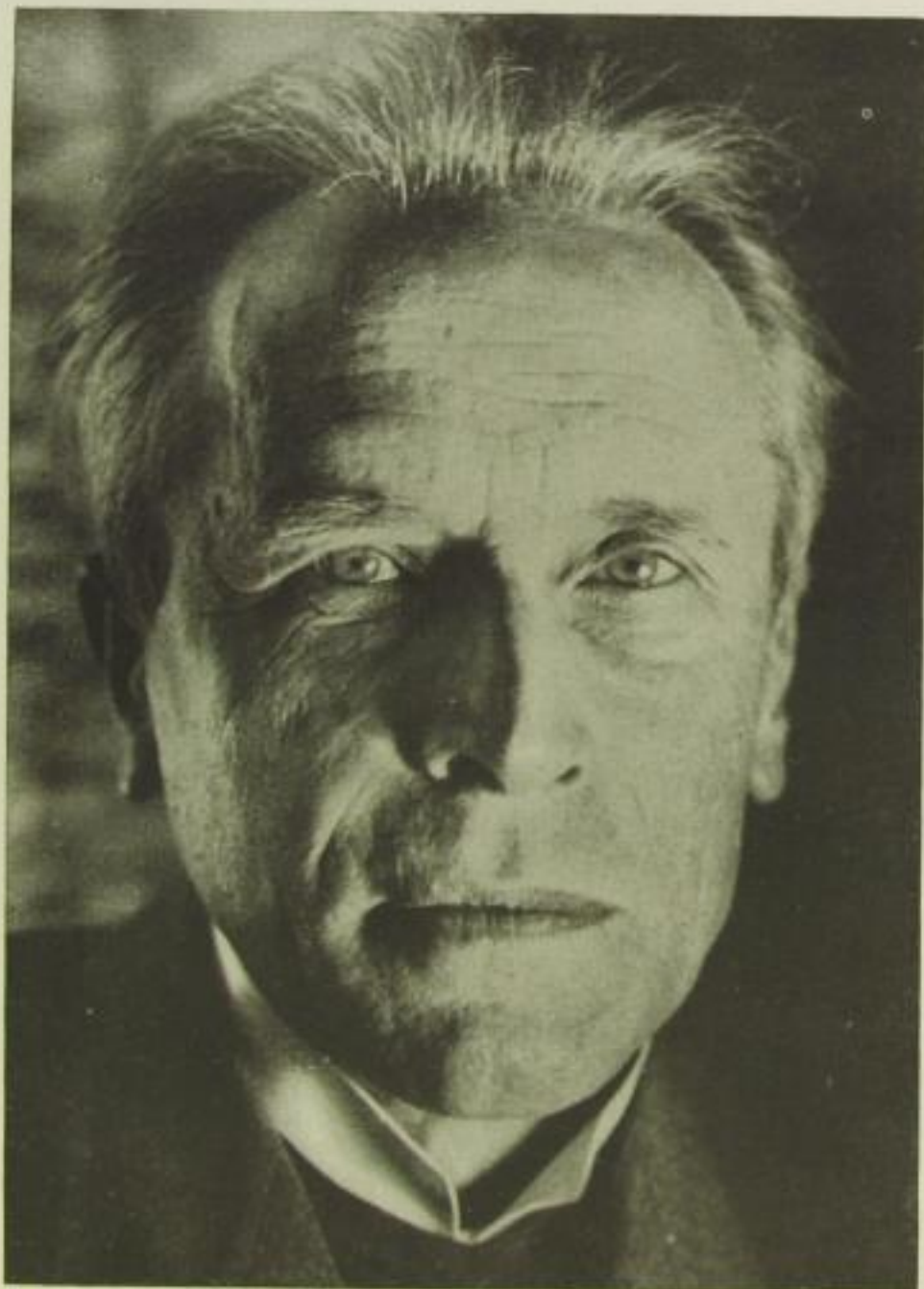


Schwabinger Schirmfabrikant

Rudolf Schletter



Ein Preuße in Bayern



Der 60 jährige Ludwig Klages



„Tante Riekchen“ in Hamburg

Photos Elisabeth Hertz

Wagner, der Ueberknecht

Unser Pferdeknecht zu Hause hieß Wagner, Franz Wagner. Wenn seine Pferde abends den wohlverdienten Hafer schnurpsten, so stand er meist in die offene Stalltür gelehnt und sah den Hühnern auf dem dampfenden Mist zu, oder hing, in Gedanken schwelgend, seiner ruhmreichen Vergangenheit nach.

Denn Wagner — in unserer anhaltischen Mundart sagte man Wahnär — war ein großer Knecht vor dem Herrn. Wie alle Großen war er bescheiden, trank nicht, fütterte schon um vier Uhr morgens seine Tiere und bearbeitete, um aus der Fülle seiner Vorzüge nur einen zu nennen, die schwere Ackerkrume so lange, bis sie fein wie Pulver war und sogar den Neid der „Howeknechte“ erregte. Und das will etwas sagen, denn den Knechten vom Hof, von der Domäne, konnte es so leicht keiner gleich tun. Wagner aber tat es besser, das war er seinem Ehrgeiz schuldig. Wer wollte sich also wundern, daß dieser Ehrgeiz zugleich zur menschlichen Schwäche wurde, die sich in nicht zu überbietenden Selbstbelobigungen kundtat? Man mußte sie ihm verzeihn.

Sooft ich in den Ferien nach Haus kam, war mein erster Weg nach dem Pferdestall, denn diese Wagnergestalt in ihrer Geschlossenheit fesselte mich. „N Tach, junker Harre“, sagte er dann, „oma wedder hier?“

„Tach, Wahnär, na wie geht's denn dem Schwarzen und dem Schimmel?“

„Nu, das sähn Se je.“

Ja, die beiden Pferde funkelten richtig, aber der kleine Braune hinten in der Ecke sah ein bißchen ruppig aus.

„Der toltert mich zu sehre (torkelt, meint er), tanzt beim Loofen wie a Zirkusfärd.“

Den Braunen fuhr nämlich mein Vater vor der Droschke. „Mer (man) muß die Färe (Pferde) mit de Leine richtich hockhalten, daß se vorne de Beene orndtlich rausschmeißen können, unn das kann Ihr Vater nich. Der kann kee Färd halten. Das muß jelernt sinn.“

Und dann folgte jedesmal eine Instruktionsstunde, in der er mir den Begriff des ‚Ewwerkreizfliens‘ klar machte (überkreuz pflügen), oder sich vergebens bemühte, mir einen mundart-

lichen Fachausdruck verständlich zu machen, wie z. B. „Ahbund“. (Später hab ich herausgekriegt, daß es sich bei einem „Ahbund“ um ein Bund von ausgedroschenen Ähren handelt.)

Im Anschluß daran kam regelmäßig der Bericht von seiner rapiden Knechtslaufbahn: „Wie ich als 23jähriger Bursche in Hohenedlau Knecht war, da kamb dr Hommeester (Hofmeister) zu mich unn sade (sagte): Franz, sade (sagte er), du bist a tüchtjer Karl, sade, unn ich mache dich hiermit zum Erschten Ewwerknecht (zum Ersten Überknecht, oder Oberknecht). Tjja!“, zischte er abschließend durch die Zähne und kniff dabei die Augen zusammen, womit er sagen wollte: Das soll mir erst mal einer nachmachen!

Trat eine Gesprächspause ein, so füllte er sie geschickt mit einem kurzen historischen Rückblick aus, etwa so: „Ja, junker Harre, wie Ihr Jroßvater noch lebte, das warn Zeiten, Zeiten warn das! Jeden Sonntagk abend, wenn ich fütterte, brachter mich anne Zijarre in'n Stall.“

Und dann wurden die jeweils jüngsten Ereignisse aus seinem herrlichen Knechtsdasein aufgetischt. Da das längere Zeit in Anspruch nahm, füllte er am Futterkasten noch einmal die Metze mit Hafer und humpelte damit zu den Krippen. Die feurigen Hannoveraner, seine ersten Pferde bei meinen Eltern, waren ihm nämlich einmal durchgegangen, er war gerade beim Abstechen der Garben, stürzte von dem hochgeladenen Fuder herunter und brach sich die Beine, die trotzdem noch jahrzehntelang, in Gamaschen geschnürt, tagaus tagein den Acker traten.

Nun lehnte er sich an die Boxwand und hub an: „Neilich war Pollands Muhr uffm Anger inn Sump stecken jebliem unn kam nich wedder raus.“ Pollands Muhr, das war der Mohr vom Fuhrunternehmer Polland, ein Klepper, so alt, daß die Kinder im Dorfe schon sangen: Alle Menschen müssen sterben, nur dr ahle Polland nich.

„Na, ich kamb jrade mit meine Färe unn sah schon von weiten das Jewarje (Gewürge). Mit 'n Flaschenzogk wollten sen raustrecken (rausziehen), awwer se

kam 'n nich von Flecke. Wie se mich nu sahn, da riefen se schon von weiten: Da kimmet Wahnär!! (Da kommt Wagner.) Unn wie ich nu ran war, kucktich mich das bloß an unn sade: Wegk vons Zeigk! (Weg vom Zeug, die Hände weg!) Na, unn denn machtich Pollanten seinen a Strick um'n Leib, spannte meinen Schimmel drvor (davor) unn sade: „Jüh, Schimmel, hüh' — unn — — — jupp, da stunnte!! (Schwupp, da stand er, nämlich Pollands Mohr.) Tjja . . .!“

Tja, das war mal wieder ein Meisterstück von Wahnär. Aber noch etwas viel Wichtigeres gab's zu erzählen, ein Meisterstück der Kutscherkunst, einen Triumph!

Da hatte die Tochter unseres Aufsehers geheiratet, und Wagner hatte das Brautpaar mit unserm Landauer zur Kirche gefahren. War das ein Ereignis! Er hatte das Kutschgeschirr extra blank geputzt, den Pferden die Schuhe schwarz gewichst, und dann ging die schneidige Fahrt auf hohem Bock vonstatten. „Unn wie ich um de Ecke fuhr, da stand Einecke (der Bäckermeister) vor de Türe, der schüttelte bloß immer mit'm Koppe. Tjja . . .!“ So sprachlos war Einecke vor Staunen.

Unübertrefflich ist Wagner aber doch nicht — dachte ich. Es waren einmal Herbstferien und Kartoffelernte. Zu Feierabend setzte ich mich neben Wagner auf den Strohsack in die Schoßkelle (den Lenkersitz vorn am Ackerswagen). Wir fuhren durch den schummrigen Abend heim nach dem Dorfe, und ich erzählte ihm von der Großen Welt: „In dem Harzstädtchen, wo ich zur Schule gehe, Wagner, da kommen zu Silvester die Kutscher alle mit der Peitsche unters Fenster und knallen wie der Teufel, und dann gibt man ihnen ein Trinkgeld. Dreischlag mit der Peitsche — aber die können knallen!“

Wagner sagt gar nichts. Ich sehe ihn von der Seite an und bin ganz betreten. Aber er schweigt, schiebt nur das eine Bein auf der Deichsel ein Stück vor und fitscht ein bißchen mit der Peitsche, fitscht wie ein Laie, doch nicht wie ein Überknecht. Aber das war natürlich nur Getue, ich merke es ganz genau. Und richtig, nach langer Zeit, endlich, legt er los: „Junker Harre, das is jar nischt!

Wie ich in Hohenedlau Ewwerknecht war unn kam mit meine Färe aus'n Dorfe raus, dann saten (sagten) de Weiwer (das sind die Arbeitsfrauen) uff'n Acker in Mitteleldlau: Da kimmet Wahnär!“

„Ja, aber Wagner, die konnten das doch gar nicht sehn, Mitteleldlau und Hohenedlau liegen doch drei Kilometer voneinander entfernt?“

„Nee, die konnten das oh (auch) nich sähn, awwer die *heerten* das an mein'n *Dreischlaagk*, daß ich's bin!! Tjja . . .!“

Tja, mit *diesem* Dreischlag war ich nun geschlagen. Und ich habe es noch an demselben Abend mit Wagner verdorben. Als wir nämlich zum Dorf hinein an der Poststelle vorbeifuhren — das ist nun schon viele Jahre her —, erzählte ich ihm von der Erfindung des Radio, vom Telefonieren ohne Draht. Da sagte er: „Junker Harre, Sie wolln mich woll verkackeiern?!“

Das waren seine letzten Worte, und ich wollte ihn doch wirklich nicht veräppeln, diesen Mann, vor dem man alle Achtung haben mußte, denn er war ein großer Knecht vor dem Herrn.

Fritz-Heinz Reinhardt

Lichtenstein den Lichtensteinern! Warum in die Ferne schweifen, das Gute liegt so nahe. Ihr Leute, haltet fest zusammen, schickt nicht die Franken ins fremde Land. Wirte, Krämer, Schneider, Schuster, Schreiner, Fleischer, Bäcker, so nahe, Schmiede, Maurer, Glaser, alle diese sind im Land, alle bitten uns täglich Brot. Selbst Bublikopffrisöre sind auch da, wollen auch nicht ausgeschlossen sein. Darum nicht in die Ferne schweifen, denn das Gute liegt so nahe. Auch die Franziskus-Apothek ist mit allen Mitteln gleich zur Hand. Sie hat stets auf Lager Pillen für Kopfweh, Bauch- und Magendrücken, alles kann man haben, sogar sind die Preise noch erheblich gedrückt. Ärzte und Hebammen sind mit dem Auto oder dem Rad gleich an der Pforte. Auch im Krankenhaus ist alles nach der neuen Mode eingerichtet. Oh, liebe Heimat, teure Heimat, in jedem Dorf einen Ader Gottes, nicht im Ausland solltest du begraben sein, wenn du richtig denkst. Drum, ihr Leute, haltet fest zusammen, denkt, oh, liebes Vaterland, nicht in die Ferne will ich schweifen, sondern im Vaterland. (Lichtensteiner Nachrichten Vaduz, 25. 2. 33)

Einer sammelt Hüte

Alle möglichen Dinge werden gesammelt. Aber selten ist eine Sammlung so originell wie jene des Oberlandesgerichtsrats Dr. Alfred Pick, eines Wieners vom alten Schlag, dessen Vater das berühmte „Fiakerlied“ gedichtet und komponiert hat. Er sammelt nämlich Hüte, und zwar nicht Hüte für sich zum persönlichen Bedarf, sondern einfach wienerische Hüte — Hüte jener Koryphäen des glücklichen Wienertums von Anno dazumal, des Wiens von Johann Strauß, der echten Heurigensänger, der flotten Lebemänner vom seligen Café Laferl, in dem sich alles traf, was wienerisch vom „Grund“ war.

Da haben wir ein kleines braunes Hütchen von dem volkstümlichsten Schauspieler Wiens, der erst vor einigen Jahren gestorben ist, Carl Blasel; einen richtigen „Stößer“ des Fürsten Karl Trautmannsdorff, eine typisch wienerische Straßenerscheinung der 70er Jahre; den historischen Strohhut mit buntem Band, den Alexander Girardi im „Armen Jonathan“ trug und der später geradezu eine Epidemie in der Männermode und nach ihm auch benannt wurde. Einen Hut von Hugo Thimig gibt es, den er 56 mal im „Wildlieb“ trug, einen abenteuerlichen grauen Florhut der Stella Hohenfels, den sie auf dem Burgtheater benutzte.

Welch eine abenteuerliche Gesellschaft! Kapotthütchen neben grünen Jägerfilzen, feierliche Zylinder neben kühneren „Stößern“ — Schriftsteller, Schauspieler, Sänger, Fürsten, Grafen: das vergangene Wien von einst. Der weiche graue Hut Arthur Schnitzlers, des unvergessenen Dichters der „Liebele“, der Typ des wienerischen jungen Herrn um die Jahrhundertwende, neben dem Zylinder Guschelbauers, des berühmten Heurigensängers, der mit soviel Stimmung das Lied vom „Alten Drahrer“ im weinfrohen Grinzing sang.

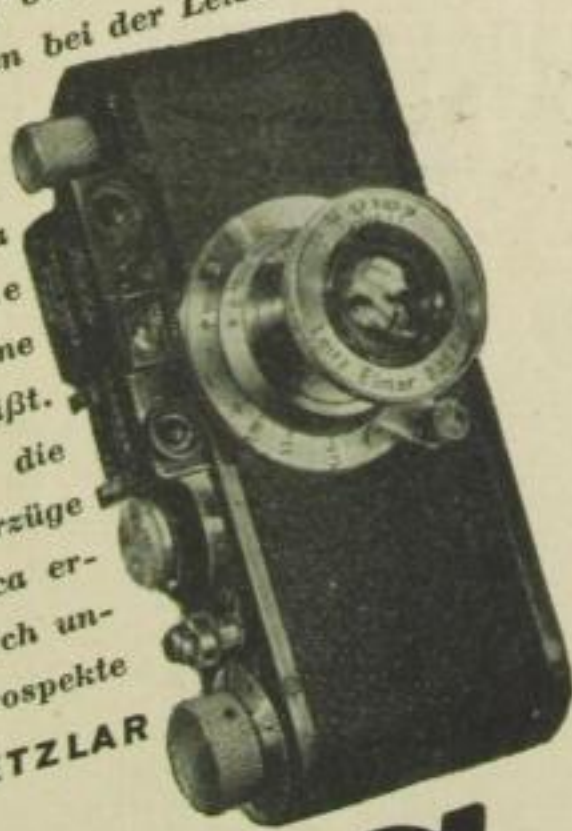
Als Alfred Grünfeld, der begnadete Pianist, starb, bat Dr. Pick seine Schwester um einen Hut seines alten Freundes. Sie aber wußte scheinbar nichts von seiner Sammelwut und meinte sehr dienstbereit: „Aber bitt schön, Herr Rat, selbstverständlich, a paar Schuh könnens auch haben!“



Photo-Komik?

Zwei Aufnahmen auf einem Negativ! Interessant, aber ärgerlich. Durch diese Vergeßlichkeit werden oft die besten Aufnahmen verlost. Das kann Ihnen bei der Leica nie passieren. Denn einer der Vorzüge dieser kleinen Präzisions-Kamera ist der automatische Filmtransport, der keine Doppelbelichtungen zuläßt. Hierüber sowie über die zahlreichen anderen Vorzüge des Photo-Wunders Leica erfahren Sie Näheres durch unsere kostenlosen Prospekte

ERNST LEITZ, WETZLAR



Leica

U₉

P. MAS

BÜHNEN

FESTSPIELE

in
MOSKAU

1-10 JUNI

SONDERREISEN DURCH INTOURIST
BERLIN • UNTER DEN LINDEN 62

Ein Neger gewinnt den französischen Literaturpreis. Die diesjährige Verteilung der Preise der französischen Akademie der Wissenschaften brachte eine enorme Überraschung. Den ersten Preis für Sprachreinheit trug der Negerdichter *M. Badibanga* davon, der sich mit seinem Märchenband „L'Elefant qui marche sur des oeufs“ (Der Elefant, der auf Eiern geht) unter den Bewerbern befand. Die Entscheidung des „Institut“ blieb nicht ohne Widerspruch. Einige Blätter warfen den Preisrichtern vor, daß sie sich bei der Erteilung des Preises von politischen Gesichtspunkten hätten leiten lassen, indem sie einen Farbigen mit der Medaille nur dekorierten, um die Kolonialpolitik der französischen Regierung, die mit allen Mitteln die Eingeborenen zu gewinnen sucht, zu unterstützen. Das Komitee wies aber diese Zumutung zurück mit dem Hinweis

darauf, daß der Dichter *Badibanga* kein französischer Staatsbürger sei, sondern aus dem belgischen Kongo stamme und sich bereits in Brüssel als Schriftsteller einen Namen gemacht habe. Das Buch, in dem der Dichter uralte Sagen vom Kongofluß mit formvollendeter Zartheit behandelt, ist übrigens auch von einem Landsmann *Badibangas*, dem Kongoneger *Djiletando* illustriert, einem Aquarellmaler, der vor kurzem eine sehr erfolgreiche Ausstellung seiner Werke in Brüssel veranstaltet hatte. Die Medaille, die *Badibanga* im Rahmen einer Festsitzung der Akademie überreicht wurde, trägt auf der Vorderseite das gemeißelte Porträt des Kardinals *Richelieu*, des Gründers des „Institut de France“.

Das Beispiel der Ameisen. Die Ameisen waren ehemals ein Volk von Gelehrten, die den Rang von Übermenschen einnahmen. Anfänglich waren sie hochentwickelte Wirbeltiere und hatten die Größe von Menschen. Aber sie gaben sich eine solche Ordnung und Disziplin und regelten ihr Dasein so vortrefflich, daß sie sich in ein kleines Volk von Routiniers verwandelten. Die Abwesenheit alles Ungereimten, alles aufrührerischen Geistes, aller Willkür und Verneinung, aller Faulheit und aller Begeisterung drückte sie auf den Zustand jenes mikroskopischen Volkes herab, das sie gegenwärtig sind.

Ramón Gómez de la Serna

Meinem Onkel, Herrn Karl Schmitter, Zollsekretär, Eynatterner Straße 6a, danke ich für die Aufmerksamkeit durch eine Dank-sagungsanzeige im „Volksfreund“, seiner Verbundenheit mit meinem verstorbenen Großvater Ausdruck gegeben zu haben, nachdem ich die Arbeitsleistung und die Kosten für den Trauerfall tragen durfte.

06824

Carl Schmitter,
Pontdrisch 43, 1. Etage

(Anzeige in Aachen)

Aussprüche Napoleons III.

Aus dem Tagebuch der Brüder Goncourt

16. Juni 1856

Feuillet de Couches hat kürzlich im intimen Kreis dem Kaiser und der Kaiserin Briefe Maria Antoinettes gezeigt und war ganz erstaunt, den Kaiser aus sich herausgehen zu sehen: „Wenn man gut ist“, sagte er, „dann erscheint man feig; um für mutig gehalten zu werden, muß man böse sein.“

16. Dezember 1863

... die Prinzessin Mathilde kommt um fünf Uhr aus Compiègne zurück und spricht vom Kaiser: „Was wollen Sie haben? ... dieser Mensch ist weder lebendig noch irgendwie beeindruckbar. Nichts vermag ihn aus der Ruhe zu bringen ... Unlängst hat ihm ein Diener Syphon in den Kragen gespritzt, worauf er, wortlos und ohne das geringste Zeichen des Ärgers, sein Glas einfach nach der anderen Seite hielt ... Ein Mensch, der nie in Wut gerät und dessen ärgster Zornesausbruch in dem Wort: ‚Das ist absurd!‘ gipfelt. Mehr sagt er nie ... Ich ... ich ... wenn ich ihn geheiratet hätte ... ich glaube, ich hätte ihm den Schädel zerschmettert, um zu sehen, was darin ist!“

21. Januar 1868

Die Prinzessin hat gestern in den Tuileries diniert, und man merkt ihr noch eine Art Befriedigung an, die Sphinx ein wenig zum Sprechen gebracht zu haben. Der Kaiser sagte zu ihr: „Ich würde ja so gern lesen ... Aber ich hab nie Zeit dazu ... Ich ersticke unter der Last der Geschäfte und dem Wust von Papier ... Aber heute ... raten Sie einmal, was ich

heute gelesen habe ... ein Buch, das gerade da lag, ich weiß gar nicht, wie es herkam: ‚Madame de Pompadour‘ von ... von ... Aber ist das nicht komisch, auf dem Bild, das dem Buch vorausgeschickt ist, finde ich sie sehr häßlich ... Gibt es nicht ein Porträt von ihr?“

„Wie!? ...“ fragte die Prinzessin und brach in helles Gelächter aus ...

„Fragen Sie das nur ja nicht laut!“

„Warum? ... Wo ist denn das Bild?“

„Im Louvre ... du lieber Gott! ... Hat man es Ihnen denn nie gezeigt?“

3. Februar 1867

Es wird erzählt, daß der Kaiser bei seinen Besprechungen mit Ollivier den Minister bat, ihm zu sagen, wie man ihn beurteile; „aber ganz offen“ — nicht als spräche er mit dem Kaiser ... Worauf Ollivier ihm schließlich gestand, man finde, „er gehe sehr zurück“.

„Das deckt sich mit allen von mir eingeholten Berichten“, sagte der Kaiser, ohne mit der Wimper zu zucken.

Wagner und Balzac. Judith Gautier erzählt, daß in Wagners reicher Bayreuther Bibliothek Balzacs Werke einen Ehrenplatz einnahmen. Der Name Balzacs wiederholte sich auf dem Rücken jedes Bandes, der aber zu schmal war, um den Namen ganz zu fassen. Deshalb hatte der Buchbinder den Vornamen abgekürzt: *H. de Balzac*. Als eines Tages das Gespräch auf den Dichter kam, stand Wagner auf, zog einen Band heraus, deutete auf den Namen und las: „Homer de Balzac“.

Bad Wildungen

für Niere und Blase

Helenenquelle

Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden · Harnsäure · Eiweiß · Zucker ·
Badeschriften · sowie Angabe billigster Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung

Zuschriften aus dem Leserkreis

Was Erfolg für einen Schriftsteller heißt, habe ich gestern zum erstenmal erkannt. Die Leser meiner Bücher sagen mir seit Jahren die nettesten Dinge darüber, die Verleger balgen sich um mein neuestes Werk, aber was Erfolg ist, weiß ich erst seit gestern, als mir im Klub *Ein sorgenvoller Familienvater* auf die Schulter klopfte und sagte, meine Zuschrift an die Morgenpost über „Junge Leute in der Straßenbahn“ mache mir keiner nach. Wie dieses Lob mir jene schwere Zeit ins Gedächtnis zurückrief, als ich in die Hauptstadt kam und versuchte, Beiträge für den Briefkasten der Redaktionen großer Tageszeitungen zu liefern.

Neidvoll bestaunte ich die Prominenten, den *Treuen Abonnenten*, den *Empörten Liberalen*, und ich erinnere mich noch gut, welche Ermutigung es für mich war, als mir *Zwei Fabrikarbeiterinnen aus NO* die ersten Ratschläge gab. „Durchhalten, junger Freund!“ sagte er und wackelte mit seinem eisgrauen Bart. „Sie haben das nötige Feuer, die flammende Entrüstung und die milde Einsicht, die für Zuschriften aus dem Leserkreis nötig sind. Sie brauchen nur Ausdauer. Erfolg braucht Weile. Auch ich mußte sechs Jahre kämpfen, ehe meine erste Zuschrift im Briefkasten der Redaktion gedruckt wurde, und dann war sie auf drei Zeilen verstümmelt!“

Wir sind eine stolze Gilde, wir Verfasser von Zuschriften aus dem Leserkreis; andere Formen literarischer Produktion behandeln wir ein wenig von oben herab. Unvergeßlich bleibt mir der Ausspruch des *Entrüsteten Hausbesitzers in W.*: „Romane schreiben nur Leute, die kein Talent für Zuschriften aus dem Leserkreis haben.“ Er hatte recht: jeder Autor möchte seine Zuschriften in den Zeitungen gedruckt sehen, und wenn ihm das nicht gelingt, sinkt er zum Romanschreiben herab.

Man frage einmal einen berühmten Autor, wie ihm war, als er die neue Gesamtausgabe seiner Werke in der Hand hielt. Er gähnt. Aber wenn man bei-läufig erwähnt, daß man seine Beschwerde über den Zustand der Strandpromenade im Hiddenseer Anzeiger gelesen habe, wird man sehen, wie

sein Gesicht sich erhellt. Die Wahrheit ist dies: Bücherschreiben ist, wir alle wissen es, doch nur eine geschäftliche Angelegenheit. Zuschriften aus dem Leserkreis sind Kunst um ihrer selbst willen.

Einem Anfänger in diesem edelsten aller Zweige des Schrifttums würde ich folgende Ratschläge erteilen: „Papier einseitig beschreiben. Kurz fassen. Ablehnungen nicht zu sehr zu Herzen nehmen. Und vor allem bescheiden anfangen. Der Anfänger beginne, wie wir alle begonnen haben, mit dem ersten Kuckuck in diesem Jahr!“

Aus unerforschlichen Gründen haben alle Zeitungen eine Schwäche für den Kuckuck. Und wer den ersten im Jahr hört, kann eines Plätzchens im Briefkasten sicher sein. Kuckucksarbeit ist aber gar nicht so einfach, wie sie aussieht. Man muß genau auf den Zeitpunkt achten, denn ist man nicht flink genug, kommt einem ein Rivale zuvor, und merkwürdigerweise herrscht keinerlei Nachfrage nach dem zweiten Kuckuck in diesem Jahr. Wenn man aber zu früh kommt, blamiert man sich. Es wäre töricht, an den „Ratgeber für die kluge Hausfrau“ am ersten Januar zu schreiben: „Indem ich mir gestatte, der verehrl. Redaktion und den Lesern dieses Blattes ein glückliches Neujahr zu wünschen, erlaube ich mir, mitzuteilen, daß ich vergangene Nacht um 11 Uhr 45 ganz deutlich den ersten Kuckuck rufen gehört habe . . .“ Die Redaktion verzöge das Gesicht zu einem Lächeln, einem durchaus mißgünstigen Lächeln.

Und doch gibt es kein anderes Mittel, Karriere zu machen, als mit dem Kuckuck zu beginnen. Es wird erzählt, daß einst Tolstoi über die erste Drossel an eine Zeitung schrieb, aber die Zuschrift ist nie erschienen.

Noch einen guten Rat: Man treibe das Briefeschreiben nicht bis zum Exzeß. Man hüte sich, dem jungen Tiger zu gleichen, der in seiner Kindheit mit Bananen vorlieb nimmt, bis er seinen ersten Kuli geschluckt hat. Mir selbst, beschämt gesteh ich's, erging es so. Heute ist es mit mir so weit gekommen, daß ich nicht die geringfügigste Notiz gedruckt sehen kann, ohne mich sofort

hinzusetzen und zu beginnen: „Verehrl. Redaktion! In Ihrer Abendausgabe vom Fünften finde ich die sonderbare Behauptung, daß . . .“

Ach, ich bin eben keiner von den ganz Großen. Ich brauche immer einen Haken, an den ich meine Inspirationen hängen kann. Denn wahrhaft begnadet sind nur jene, die unaufgefordert, ohne Anlaß, in Zuschriften an die Redaktion ausbrechen wie die Lerche in Gesang. Etwa so: „An die Redaktion! Es dürfte Ihre Leser interessieren, daß sich ein hervorragendes Haarwuchsmittel aus gemahlten Pflaumenkernen und Salatöl . . .“ Oder: „Meine Mutter war die siebente Tochter einer siebenten Tochter, mein Vater der siebente Sohn eines siebenten Sohnes. Ich selbst, das siebente Kind dieser Ehe, bin am 7. Juli 1877 geboren, habe 47 Kragenweite und sieben siamesische Katzen . . .“

Nie wird mir solche Inspiration zuteil werden. Bedarf es noch eines anderen Beweises, daß ich nicht zu den Besten gehöre wie der *Treue Abonnent* oder *Einer aus der alten Schule* als den, daß ich diesen Aufsatz aus schnöder Geldgier geschrieben habe? Nie hätte der *Besorgte Familienvater* oder *Ein Sechziger, aber nicht unmodern* dergleichen getan. Sie hätten vor den ersten Absatz „Verehrl. Redaktion!“ geschrieben und das Ganze als Zuschrift aus dem Leserkreise an den Briefkasten geschickt.

P. C. Wodehouse

National-Ökonomie. Eine englische Firma veröffentlichte in den Londoner Blättern eine Anzeige, in der sie bekannt gab: „Von unserer verehrten Kundschaft sind uns Tausende von anerkennenden Briefen aus England, Wales und Irland zugegangen sowie eine zustimmende Postkarte aus Schottland.“

F. Z.

Was macht der Prinz von Wales?

Der Prinz von Wales beschäftigt sich damit, zaubern zu lernen. Die Verwandlung eines weißen Taschentuches in eine britische Fahne soll ihm schon spielend von der Hand gehen, und auch in Kartenkunststückchen erweist er sich als sehr geschickt. Der Trick mit dem Hut und dem Hühnerei soll dem Prinzen jedoch noch immer große Schwierigkeiten bereiten. (Zeitungsnachricht 1933)

KOLYNOS

ZAHNPASTA ist etwas Besonderes, kräftig in der Wirkung und dabei die Pasta, deren Zusammensetzung in den wissenschaftlichen Gutachten immer wieder angegeben wird, denn KOLYNOS scheut nicht die Öffentlichkeit! Es ist wirklich hochkonzentriert und darum auch so sparsam.

Benutzen Sie KOLYNOS versuchsweise einmal morgens und abends und überzeugen Sie sich dann im Spiegel, wieviel weißer Ihre Zähne schon geworden sind.



Original-Reinintube mit dem praktischen Springverschluß RM 1.—

Sieben Tage

Herren

Maß-Atelier

für den verwöhnten Geschmack bei zeitgemäßen Preisen seit 1861

J. STOCK & CO.

G · m · b · H

Leipziger Straße 39 I · A 6 Merkur 8384/5

**Temperatur-Wechsel:
Erkältungs-Gefahr!**

Vorbeugen durch

Panflavin

PASTILLEN



Beim Präsidenten Oesterreichs

Der Bundespräsident Miklas ist eine Überraschung ersten Ranges. Er ist ein untersetzter, fröhlicher Mann, der genau so ungern repräsentiert wie seinerzeit Ebert. Herr Miklas ist begabt, anständig, klug, weitsichtig und taktvoll, wie wenige Politiker in den Donaustaaten. Er hängt an seinem Österreich, und ich würde mich nicht wundern, wenn er heute noch eine mit Liebe gemischte Ehrfurcht für Franz Joseph, dieses österreichischste aller österreichischen Phänomene, hegen sollte. Er sagte mir in irgendeinem Zusammenhang mit leuchtendem Blick: „Das alte Österreich, das war ein liberaler Staat. Da hatten wir eine wahre Demokratie.“

Ich wagte ihn nicht zu fragen, ob er auch ein Monarchist wäre. Vielleicht hätte er, der Präsident der Republik, die Frage bejaht, und natürlich dürfte ich dann nicht darüber schreiben.

Der Präsident Miklas hat auch seine kleinen Eigenheiten. Ich schrieb in meinem Interview, daß er einen schwarzen Anzug trägt. Er verbesserte: er trage einen dunklen Anzug. Was wollte er wohl damit sagen? Sicherlich betonen, daß er in seinem Amt nicht zu feiern, sondern zu arbeiten pflegt.

Er hat Ideen. Er sagt zum Beispiel: „Es gibt viele Wege zur Lösung des Problems der Arbeitslosigkeit. Doch glaube ich, daß es einer der gangbarsten Wege wäre, die Maschinen, die besonders viel menschliche Arbeitskraft ersparen, in der ganzen Welt zu besteuern und die dadurch gewonnenen Gelder zur Finanzierung neuer zusätzlicher produktiver Menschenarbeit zu verwenden. Aber sagen Sie mir selbst, kann man eine solche Idee propagieren? Würde der westeuropäische Kapitalismus eine solche Idee ausführen, trotzdem dies in seinem Interesse läge? Arbeitende Menschen kaufen ja Industrieprodukte.“

Man hat den Präsidenten wegen dieser Worte in Wien angegriffen. Man verlangte eine Erklärung, obwohl hier nichts zu erklären ist, denn Miklas fügte ja seinen Worten hinzu: „Von einer Zerstörung der Maschinen oder einem ähnlichen Gedanken kann natürlich keine Rede sein. Der menschliche Geist

wird einen einmal erreichten Fortschritt niemals rückgängig machen, auch die Maschine soll nur dem Menschen die Arbeit erleichtern, nicht aber Menschen brotlos machen.“

Herr Miklas lebt einfach. Er hat nicht einmal ein eigenes Amtsgebäude. Bundespräsidium, Bundeskanzleramt und Außenministerium sind in einem einzigen Haus untergebracht. Allerdings heißt dieses Haus: Ballhausplatz 2. Ein Gebäude ältester österreichischer Tradition, der Sitz des Außenministers in der alten Monarchie.

Ich bin statt um neun Uhr früh schon um dreiviertel neun zum Empfang erschienen. Der Sekretär ging ohne weiteres zu dem Bundespräsidenten hinein, sagte, daß Herr Berend früher gekommen sei, und ich wurde sofort empfangen. In welchem anderen Lande als in Österreich, in dem einfachen, unkonventionell gewordenen Nachkriegsösterreich, würde so etwas möglich sein?

Bevor ich zu dem Präsidenten hineinging, fragte ich den Sekretär, wieviel Zeit für meine Unterredung mit Herrn Miklas bestimmt wurde? Er antwortete, daß man etwa an eine halbe Stunde gedacht hatte. Ich würde es schon von selbst merken: der Präsident werde ein Zeichen geben, wenn der Empfang zu Ende ist. Ich erwartete erregt dieses Zeichen. Ich dachte an Franz Joseph, der seine Hacken zusammenschlagen pflegte, daß seine Sporen klirrten. Nichts dergleichen geschah. Herr Miklas hatte auch keine Sporen. Gegen zehn Uhr sagte er mir, nachdem er seine dicke goldene Uhr aus der Tasche gezogen hatte, er müsse auf eine Ausstellung und habe also leider keine Zeit mehr. Er begleitete mich durch viele Säle hinaus, und am Ende hielt er meine Hand noch lange in der seinen. Später fiel mir auf, daß ein amerikanischer Reporter, der den Präsidenten ebenfalls besuchte, Ähnliches erlebte. Er schreibt wörtlich: „Er begleitete mich durch viele Säle hinaus, und am Ende hielt er meine Hand noch lange in der seinen.“ Woraus zu ersehen ist, daß Herr Miklas besonders nett mit uns umzugehen versteht. *Paul Berend*



Der Reporter



Der Humorist P. G. Wodehouse

Aral

Künstler und Tochter



Albert Schäfer-Ast



Raffaello Busoni

Photos Elisabeth Hertz



Heinz Plesch

Der Schnellgeher und sein Sohn



Max Gerlach

Tom Mix und seine Tochter Tomisina



Englischer Mädchenchor



Telegraphenboten gurgeln

International Graphic Press

Wie ich Zaharoff anpumpte

Eigentlich wollte ich damals nach Helgoland, wollte am Strand sitzen und mit Muscheln spielen. Ich landete in Monte Carlo, saß im Kasino und spielte Roulette. Ich brannte danach, die Bank von Monte Carlo mit meinem so überaus todsicheren System zu sprengen.

Nun — es gelang mitnichten.

Nach zehn Tagen saß ich entsetzlich auf dem Trockenem. Was aber noch schlimmer war: als ich einmal nachts in mein Bett wollte, Hotel Savoy, Zimmer 37, da ließ man mich gar nicht mehr ins Haus. An der Riviera hat man einen unglaublich verlässlichen Röntgenblick, mitten durch die Briefftasche der unglücklichen Hasardeure. Drei Tage warten sie mit der Rechnung, dann sagen sie dem Gast ein paar scharmante Höflichkeiten und knallen einen einfach auf die Straße hinaus.

In jener Nacht stand ich also schläfrig und frierend da, zehn letzte Francs in der Smokinghose.

Ich setzte mich auf eine Bank an der Promenade unten, zählte sämtliche Palmen, es waren 127, ich weiß es ganz genau. Dann spuckte ich noch dreimal ins Mittelländische Meer, was zusammen 130 machte. Schließlich betete ich halblaut zum lieben Gott, er möchte nie, nie wieder die Sonne aufgehen lassen. Nachts hatte mein Smoking nämlich noch einen gewissen Sinn. Aber bei Tag im Smoking — das ging denn doch nicht. Verzweifelt lief ich nach Monaco hinauf, zu dem sogenannten Selbstmörderfelsen, von dem aus schon so viele Systemspieler durch einen kleinen Sprung in den Abgrund einen Schlußpunkt hinter ihr verpatztes Leben gesetzt hatten. Unterwegs fiel mir ein, daß ich im Café de Paris einen Jazzspieler kannte. Ich wollte ihn anpumpen. Aber er konnte mir kein Geld geben. Was er mir lieb, war ein leerer Geigenkasten, und das war schon eine große Hilfe. Mein Smoking gewann mit einem Schlag an Daseinsberechtigung. In den folgenden zwei Tagen lief ich wie ein stellungsloser Violinvirtuose mit einem leeren Geigenkasten unter dem Arm und mit einem leeren Magen immerzu zwischen Monte Carlo und Nizza hin und her.

Zwei Tage schleppte ich mich so herum. Das Smokinghemd säuberte ich mit einem Radiergummi. Die dünnen Sohlen meiner Lackschuhe bekamen schon Löcher. Ich konnte gar nicht nachdenken, was ich anfangen sollte, mein leerer Magen lähmte mich vollends.

Es war zum Weinen. Ich stand mit meinem Violinkasten auf dem Bahnhof in Monte Carlo und wartete völlig grundlos auf den D-Zug aus Marseille. Vielleicht wollte ich mich im Unterbewußtsein vor die Lokomotive werfen. Ich blätterte in einem deutschen Buch, das in dem Zeitungskiosk zum Verkauf lag. Das Buch hieß: „Wie sie reich und mächtig wurden.“ Auf einmal entdeckte ich darin das Bild eines alten Herrn, mit weißem Spitzbart, in einem hochgeschlossenen grauen Mantel und mit einer Art Tropenhelm auf dem Kopf. Unter dem Bild stand: *Sir Basil Zaharoff*.

Was meine Knie zittern machte, war die unumstößliche Tatsache, daß ich diesen Herrn vom Sehen kannte. Dieser Mann also, den ich jeden Tag auf meinen Hungermärschen sah, dieser Mann, den ich für einen Leidensgenossen hielt, war der reichste Mann Europas und der Hauptaktionär des Kasinos da drüben: dieser Mann also lebte vielleicht im Augenblick von meinen 20000 Francs, die ich irrtümlicherweise auf Pair statt auf Impair gesetzt hatte.

Als der Marseiller D-Zug einlief, da war ich schon fest entschlossen, ihn anzupumpen. Ich mußte ihn möglichst mit einer vierstelligen Summe aufs Kreuz schmeißen, wenn ich nicht elend verhungern wollte, das schwor ich mir.

Sir Basil Zaharoff ging jeden Morgen zwischen $\frac{1}{2}9$ und $\frac{1}{2}10$ in der Nähe des Kasinos spazieren, das wußte ich ganz genau. Er ging ein wenig unsicher und auf einen Stock gestützt, nach jedem zehnten Schritt setzte er sich auf eine Bank, um zu verschnaufen.

Meine Nerven waren irrsinnig gespannt, als ich mich am nächsten Morgen an ihn heranpirschte. Die Sohle an meinem rechten Lackschuh war gar nicht mehr vorhanden, ich ging schon auf der Socke. Mein Arm war so schwach,

daß mir der leere Geigenkasten wie ein Lastauto vorkam. Mein Atem ging rasend schnell, meine weißen Lippen zitterten. Jetzt erblickte ich ihn, er kam sehr langsam auf die Bank zu, an der ich bebend stand. Sein grauer Mantel wehte gütig, sein grauer Hut, den er wie einen Tropenhelm trug, saß so tief in seinem Gesicht, daß nur der weiße Spitzbart hervorlugte.

Mein Gott, der reichste Mann Europas. Ich mußte mich an der Bank festhalten, sonst wäre ich vor Aufregung auf den Geigenkasten gefallen.

Auf Ehrenwort, wir saßen nebeneinander: Sir Basil Zaharoff, der Milliardär, und ich, das Wrack ohne einen Centime. Ich zählte noch bis 25, ich faßte mir ein Herz und sagte heldenhaft: „Bonjour, Monsieur Zaharoff!“ Er schielte zu mir herüber, zuerst sehr unfreundlich, dann nickte er aber. Eine Minute lang hörte ich meinem Herzen zu, wie es immer lauter schlug. Mit

einem Male tippte Zaharoff mit seinem Spazierstock an meinen Geigenkasten und fing eine Unterhaltung über Violinvirtuosen an: über Kreisler, Huberman und Kubelik. Rasend rasch arbeitete mein Hirn, ich suchte nach einem Übergang. Ich fand ihn nicht. Schon gar nicht, als Zaharoff mit einer gewissen Freude bemerkte, er fände es herrlich, daß ich Violine und nicht Roulette spielte. Dann erhob er sich wieder und schwankte der nächsten Bank zu. Ich sah ihm gelähmt nach, unfähig, ihm nachzulaufen, vor ihm in die Knie zu sinken und ihm zu sagen: Monsieur, ich verhungere!

Am Nachmittag verschaffte ich mir mit Hilfe meines leeren Geigenkastens ein Engagement als Jazzviolinist nach Venedig. Als es sich herausstellte, daß ich weder eine Geige hatte noch eine einzige Note lesen konnte, da war mir schon von einem Freund geholfen.

Billie Wilder

Das Wort „heiraten“ auf der Bühne

Schauspieler haben gewisse Worte und Gebärden, in denen sie mit merkbarem Vergnügen ausruhen. Nichts scheint ihnen etwa erwünschter, als schneebedeckt auf die Szene zu kommen und sich die Flocken fröstelnd vom Mantel zu schütteln; oder mit wachsender Gier einen Krug zu leeren, dem Genuß eine Weile mit verkniffenem Auge nachzusinnen und dann schnalzend hinzumummeln: „Hm, fein!“; oder sich mit der frisch entzündeten Zigarette breitspurig in den Sessel zu werfen und mit übergeschlagenem Bein zu der Erzählung auszuholen: „Es war vor siebzehn Jahren...“

Doch was kommt der Freude gleich, mit der sie das Wort *heiraten* aussprechen?!... Wie ein dreiteiliges Pfauenrad steigt es aus ihrem Schlund, ein Dreiklang der Trivialität, die sich an der eigenen Feierlichkeit labt. Es mag zugegeben sein, daß die vokalische Folge von *ei, a, e* ihr verführerisches Stück dazu beiträgt; zumal die innere Bewegung des Schauspielers in der Regel erst dem Klang der Silben folgt.

Aber die Verlockung bliebe unwirksam, verbände sich mit dem Wort nicht jener Sinn, der — trotz Kollektiv, Lehrstück, Zeittheater — der eigentliche Angelpunkt aller Dramatik geblieben ist. Der untrügliche Instinkt der Schauspieler weiß es. Wenn sie bei „heiraten“ zunächst *hei!* zu rufen scheinen, um dann kehlentief und bedeutsam zu *raten* (verräterischer und lustvoller noch ist das Imperfektum „heiratete“ mit der Atem-Schleppe *te-te*), dann spüren sie, daß sie das Haus bei seinem atemstockenden, bürgerlichen Herzen gepackt haben. Heiraten, auf der Bühne ausgesprochen, ist immer eine Rakete; es bleibt die Achse auch der neutönendsten Dramen-Welt. Freilich enthüllen die Schauspieler mit diesem treffsicheren Wissen auch ein Standesgeheimnis: daß ihnen nämlich die Erinnerung an den Komödiantenkarren und die Verpöntheit ihres Berufes noch so tief im Blut sitzt, um sie den Genuß an den tönenden Hochwerten der Bürgerlichkeit doppelt empfinden zu lassen.

A. K.

Ratschläge für Beleidigte

Es gibt bekanntlich Menschen, die zu beleidigen sich jedermann scheut, nicht wegen ihrer Macht und besonderen Gefährlichkeit, sondern weil in ihrem Wesen etwas liegt, was unbedingte Teilnahme und zwingende Ehrfurcht erweckt. Sicherlich ist in der Ehrfurcht auch Mitgefühl enthalten. Es handelt sich da nicht um ein persönliches Mitleid im gewöhnlichen Sinn, es ist vielmehr das allgemeine weltchmerzliche Gefühl, das sich gewissen Personen willig und selbstverständlich zuwendet. Ich kannte eine Lehrerin, der alle Schülerinnen, die sonst ihren Schabernack ungebändigt trieben, bedingungslos gehorchten und ihr alles zuliebe taten, nur aus Furcht, ihr wehzutun. Sie fühlten sich innerlich gezwungen, diese Dame zärtlich zu behandeln. Ein Mensch, der allzu häufig Beleidigungen auf sich zieht, mag noch so unschuldig und wertvoll sein, die Tatsache, daß ihm wiederholt so geschieht, ist wahrscheinlich sein Schicksal und irgendwie seine Schuld. Die Frage: Wie schütze ich mich vor Beleidigungen und Kränkungen? wäre somit am treffendsten dahin zu beantworten: Sei so geartet, daß die Beleidigung sich gar nicht an dich heranwagt. Erwecke Ehrfurcht.

Es ist eben ein gewaltiger Unterschied zwischen einem, der da sagt: Ich lasse mir nicht ungestraft an den Wimpern klimpern, und wer es wagt, der hat es zu büßen! — und damit einigen Eindruck erzielt, und jenem andern, der die tiefinnere Überzeugung in sich trägt, daß er für eine Beleidigung gar kein dankbarer Gegenstand sein könne und dürfe, weil in ihm das ganze

höhere Menschentum oder eine achtungsgebietende Gruppe mitbeleidigt werde, d. h. also, daß er von seiner inneren Würde vollkommen durchdrungen ist.

Ergibt sich aus dieser inneren Einstellung nicht ganz von selbst die äußere Haltung? Wie wird sich derjenige benehmen, der ein so hohes Wertgefühl in sich trägt, wenn er unter seinem Rang behandelt wird, sei es auch nur aus Nachlässigkeit?

Er wird seinen Rang in Erinnerung bringen und im sicheren Gefühl, diesen als bekannt voraussetzen zu dürfen, die ihm zugefügte Beleidigung sofort aus der engen individuellen Sphäre ins Allgemeine rücken. Widerfährt sie ihm z. B. in Gesellschaft oder sonstwie vor Zeugen, so wird er sich vertrauensvoll an diese als Beurteiler und Schiedsrichter wenden und ihren Schutz anrufen, ohne sich zu einer vorschnellen Erwiderung der Beleidigung hinreißen zu lassen. Ist die Beleidigung zugleich mit einer Verletzung berechtigter Interessen verbunden, so wird der Kluge vorerst das Formelle vom Sachlichen trennen und auf der Genugtuung in der Form bestehen, ehe er auf das Sachliche eingeht; häufig ist ja die Beleidigung nur eine Provokation, um uns zu einem Formfehler zu verleiten, in welchem unser Sachanspruch verschüttet werden soll. Fühlt man sich erniedrigt und beschimpft, so ist die würdigste Abwehr die Hervorhebung des Schmerzes und des Unglimpfs, nicht so sehr die Androhung der Rache. Doch darf es an der Kampfansage nicht fehlen.

Robert Scheu

Gesundbleiben — Jungbleiben!



Das Ziel aller Frauen bleibt die jugendliche Schönheit und die Gesundheit. Regelmäßige Höhensonnen-Bestrahlungen begünstigen dieses Ziel in hohem Maße. Da die Heim-Höhensonne — Original Hanau — Sonnenbäder im Zimmer zu jeder Tages- und Jahreszeit gestattet, ist sie mehr als ein Ersatz für die natürliche Sonne und Frauen besonders zu empfehlen.

Prospekte sendet Ihnen gern zu
QUARZLAMPEN-GESELLSCHAFT
Hanau am Main, Postfach 187
Zweigstelle Berlin NW 6, Robert-Koch-Platz 2/187



Es gibt nur eine Höhensonne

Sanfte und heftige Reklame

Ich habe eine Schwäche für Reklame und Inserate. Ich bin der Mann, der vor den Litfaßsäulen stehenbleibt und alles liest, was auf den Plakaten steht. Ihr Einfluß auf mich ist geradezu faszinierend. Es würde sich für ein Reklamebüro lohnen, mich als Versuchskaninchen zu engagieren, die Wirkung der Reklame zu studieren.

An welchen ich am meisten Gefallen finde? Ich muß gestehen: Ich liebe die, welche im Ton etwas grob sind. Reklame, die einem schmeicheln will, kann ich nicht leiden. Ich kann der Aufrichtigkeit einer Firma nicht trauen, die mir unbekannterweise ein solches Maß an Intelligenz und Edelmut zugesteht, das zu der sofortigen Bestellung des Hühneraugenpflasters „Kleopatra“ erforderlich ist. Es wird nämlich behauptet, daß ich als ein Mann von vollendetem Geschmack es nachher ohnehin einsehen werde, daß ich etwas Vollendetes erworben hätte.

Das ist nichts für mich. Mein empfindsames Gemüt bevorzugt eher die militärische und priesterliche Strenge, die mir von einer Litfaßsäule oder aus einer Zeitung, wie aus einem Himmel der Moral, mit dem heiligen Zorn eines Savonarolas, entgegendonnert:

Ihre Nerven sind kaputt. Sie sind ein Wrack. Eine Ruine. Bestellen Sie sofort unseren elektrischen Vibrationsapparat „Löwenstier“.

Das ja. Das gefällt mir. Ach, wie schön muß es sein, wenn man so aufrichtig und selbstbewußt sein darf.

Unser Handwerk, das Schreiben und Verkaufen von Büchern, bedient sich leider der ersten Art der Propaganda. Der Käufer und zukünftige Leser wird gelobt, man beruft sich auf seine besondere Intelligenz und Aufnahmefähigkeit, die es schon im voraus verbürgen, daß ihm das empfohlene Buch auch gefallen wird. Und sogar diese Art der Propaganda ist dem Verleger vorbehalten, der Schriftsteller hat kein

Recht, seine Ware anzupreisen. Man sagt, das sei geschmacklos. Der Verleger aber macht auf die Weise Reklame, die er für richtig hält.

Wie schön wäre es einmal, so zu inserieren, mit derselben Aufrichtigkeit und Liebe, wie es die schon erwähnten groben Firmen tun, die mir so sehr imponieren. Etwa folgendermaßen:

Sie sind ein dämlicher, ungebildeter, geschmackloser Kerl. Ihre Ansichten über das Leben, über die Welt und über sich selbst sind ausgemachte Dummheiten und Blödsinn. Kaufen Sie und lesen Sie sofort meinen neuesten Roman „Empfindsame Schwingungen“, damit einmal auch etwas Schönes und Vernünftiges in Ihren Wasserkopf kommt.

Es wäre fabelhaft.

Friedrich Karinth

Reklame in Japan

Unsere Teppiche sind so weich wie die Haut eines Neugeborenen.

*

Unsere Waren werden mit der Geschwindigkeit einer Kanonenkugel expediert.

*

Wir behandeln unseren köstlichen Tee mit derselben zärtlichen Sorgfalt, die ein junger Ehemann seiner Gattin angedeihen läßt.

*

Unser fabelhaftes Papier übertrifft an Unverwüstlichkeit die Elefantenhaut.

*

Besuchen Sie unsere Läden! Sie werden mit ausgesuchter Höflichkeit empfangen werden. Unsere Angestellten sind so liebenswürdig wie ein Vater, der für seine Tochter keine Mitgift hat und einen Gatten für sie sucht. Wir werden Sie stets wie den Sonnenstrahl begrüßen, der nach einem düsteren Tage den Himmel erhellt.

*


*

*

Diesem Heft liegen Prospekte der Klepper-Werke G. m. b. H., Rosenheim (Inn) bei, einem Teil der Auflage eine Beilage der Buch- und Musikalienhandlung Carl Merseburger, Leipzig.

KULINARIA

WEINRESTAURANT



TRAUBE
Am Zoo im Haus Germania

FLORIDA

KURFÜRSTENDAMM 61
ECKE LEIBNIZSTRASSE
DIE EXOTISCHE
BAMBUS-BAR
DIE GANZE NACHT BETRIEB
TANZ-RESTAURANT

CASCADE

W, RANKESTRASSE 30

„Das Abendrestaurant“
Die Küche für den Gourmet

Souper M 3.50

Telefon: Bavaria B4 0145 u. 1945

Max Schlichter

LUTHERSTRASSE 33

Hier

ißt der Feinschmecker

Bei der Göttin der
Gemütlichkeit, der

Maenz

AUGSBURGER STR. 36

ißt die Künstlerschaft und
der Feinschmecker Berlins

FEMINA

NÜRNBERGER STR. 50

Die besten Tanzorchester
Berlins

Originellste Unterhaltung
4³⁰ Uhr Tanz-Tee

Tischtelefone · Saalrohrpost

RIORITA

Taentzienstraße 12
INTIME BAR
Berliner Nachtleben —
nur dort!

Schönste Tanzstätte

F. W. Borchardt

unter Leitung von J. Kugel

BERLIN W 8

Französische Straße 47

Fernspr.: Jäger A 1 6021

Die traditionelle Gaststätte der
guten Gesellschaft.

Geschenke komplizieren das Leben

Mein Freund Karl starrte mißvergnügt auf einen großen Messingvogel, der soeben aus einer Flut braunen Packpapiers aufgetaucht war. Es war sein Geburtstag, und dieser Vogel kam herangeflogen, ihm feiern zu helfen.

„Es scheint ein ganz hübscher Vogel zu sein“, bemerkte ich zögernd. „Sein Ausdruck ist freundlich. Er bellt nicht, er springt nicht, er produziert anscheinend nicht diese abscheulichen Kunststücke...“

„Glaubst du?“ entgegnete Karl betrübt. „Er tut es und tut noch mehr.“ Dann zeigte er mir, daß er die Wahrheit sprach.

*

Wenn man den Vogel aufhob, dann erklang zunächst aus seinem Bauche eine Spieldosenmelodie, eine kleine nette Melodie, aber nicht gerade eine, die man sein Leben lang hören möchte. Drückte man auf einen Hebel in seiner Flanke, dann beugte sich dieser vor, öffnete den Schnabel und brachte eine Zigarette zum Vorschein, die er einem neckisch entgegenhielt. Drückte man auf einen Knopf, der irgendwo an seinem Rücken verborgen war, geschah zunächst eine halbe Minute lang nichts; doch allmählich begannen seine Augen zu glühen, ihre Farbe wandelte sich von Rubinrot bis Hellorange, bis man allmählich den Wunsch des Vogels begriff, man möge ihm eine Zigarette ins Auge stecken, die dort angezündet würde.

All dies war außerordentlich ermüdend. Selbstverständlich konnte der Vogel auch als bloßer Zimmerschmuck betrachtet werden, man mußte ihn seine Kunststücke ja nicht in einemfort ausführen lassen. Doch gerade dieses Selbstverständliche erwies sich als unausführbar. Der Vogel zwang einen, sich mit ihm zu beschäftigen. Es schien, als sagte er: „Hier bin ich, und viele kluge Menschen haben daran gearbeitet, mich in die Welt zu setzen. Macht ihr nicht Gebrauch von meinen Fähigkeiten, so

ist das eine gottlose Verschwendung. Bedienen Sie sich, mein Herr!“

Karl bediente sich. Nach einer Woche traf ich ihn wieder. Das Schlimmste war geschehen. Der Vogel war ihm zur Gewohnheit geworden.

„In den guten alten Tagen“, meinte er, „wenn ich eine Zigarette rauchen wollte, nahm ich ein Streichholz und zündete mir die Zigarette an. Dazu brauchte ich fünf Sekunden. Seit ich das Ding da benutze, brauche ich dazu fünf Minuten. Und seit einigen Tagen macht das Tier Mätzchen; es will seinen verdammten Schnabel nicht auf-tun, oder er droht zu ersticken, oder seine Augen beginnen zu schmelzen, oder die verdammte Melodie will kein Ende nehmen. Und wenn alles gut geht und wenn er die Tricks produziert, die man ihm beigebracht hat, dann... dann fühle ich bereits die Geburtswehen einer Reihe von Gewohnheiten, die ich nun, so scheint es, zum Leben brauchen werde. Ueber ein Kurzes, und ich werde mich unbehaglich fühlen, wenn ein Mann mir eine Zigarette anbietet, der keine Melodie dabei summt und dessen Augen dabei nicht zu glühen anfangen; als ob dieser Mann mich betrügen würde... Ich werde...“

*

Er hatte unbewußt auf den Vogel gedrückt, der zu singen begann und ihm zugleich einen leichten elektrischen Schlag versetzte. Ich ließ ihn nicht mit dem gefährlichen Biest allein. Der arme Karl traf den Nagel, psychologisch gesprochen, auf den Kopf. Ja, derlei Dinge schaffen Gewohnheiten. Sie lösen Sehnsüchte in uns aus — nicht nach Luxus, sondern nach Künstlichkeit. Hat sich einmal eine Frau daran gewöhnt, ihren Telefonapparat mit einer Krinolinenpuppe zu bedecken, so wird ihr jeder andere Apparat nackt und schamlos und häßlich vorkommen. Es wird ihr vielleicht gehen wie jener Frau, die

ich unlängst im Film sah. Diese Film-
dame hatte ihr Telefon in den Arm
eines bronzenen Hermes einbauen
lassen. Wollte sie jemand anklingeln,
dann riß sie am schönen Arm des grie-
chischen Gottes — schauerhaft. Und
deshalb, wenn mich jemand nach einem
Gegenstand fragt, den ich mir gern
schenken lassen möchte, zermarterte ich
mein Gehirn, um ein Ding zu nennen,
das ich bereits besitze, denn ich will
mein Leben nicht komplizierter ge-
stalten als es ohnehin schon ist.

*

Man stelle sich bloß das Leben
eines Menschen vor, der schon eine
Menge von diesen Dingen als Geschenk
erhalten hat. Ist er gewissenhaft, so
muß er sich verpflichtet fühlen, sie
nach der Vorschrift zu gebrauchen.

Man könnte diese Liste unendlich
verlängern, und auf die Gefahr hin,
für unhöflich gehalten zu werden, gebe
ich die Schuld daran den Frauen.
Frauen lieben es, die Dinge zu
schmücken, Männer lieben es, sie so zu
lassen, wie sie sind. Frauen lieben es,
das Leben zu komplizieren, Männer
lieben es einfach. Das Leben ist für
Frauen ein Paket, das sie mit hübschen
Bändern schmücken müssen. Für die
meisten Männer ist das Leben ein Paket,
das sie, damit es nicht auseinanderfällt,
mit Bindfaden zusammenschnüren.

B. Nichols.

Neue Lyrik

Eigentümlich steht es um *Alfons Paquet*. Immer spürt man die gediegene, trüchtige Substanz dieses wesentlichen Menschen, aber nur ganz selten dringt er zum restlos bezwungenen und bezwingenden Gebild vor. Eine in durchaus undogmatischem Sinne geistliche, eine reine Seele, der sich aber die reine Gestalt bis zu einem gewissen Grade versagt. Ludwig Klages teilt in einer aufschlußreichen Abhandlung über Wilhelm Jordan, die in dem tiefsinnigen Buche „Mensch und Erde“ enthalten ist, ein Gedicht Jordans mit, das er für vollkommen hält, während es im prosaisch Dürren steckenbleibt. Dieses Gedicht hat Paquet umgearbeitet, erweitert und geweitet, da er aber mehrere Strophen übernommen hat, so hätte er wohl auf Jordan verweisen sollen. Die letzten Zeilen aller Strophen sind untereinander gereimt: ein mächtiger Duktus soll den Gesang durchströmen, jedoch auch bei Paquet bleibt die Musikalität mechanisch. Die ersten beiden Strophen lauten bei Jordan:

*Wie voll Hast
Alles rennt!
Für die Rast
Kein Moment!
Glücklos fühlt sich, wer ein Glück in
seiner Macht hat.*

*Unverweilt
Sonnensfern
Wieder eilt
Unser Stern,
Wann zur Nähe seinen Zirkel er voll-
bracht hat.*

OSKAR A. H. SCHMITZ †

Tragikomödie der Geschlechter

Die Entfremdung zwischen Mann und Weib. Gebunden Reichsmark 3.80
Ich möchte den Mann und die Frau kennen, die nicht mit größter Spannung und Erwartung nach diesem vielsagenden, fesselnden und humorvollen Büchlein greift. Biochemische Monatsblätter

Märchen aus dem Unbewußten

Mit einem Vorwort von Dr. C. G. Jung, 12 Zeichnungen von Alfred Kubin und einem Lichtbild der Totenmaske. Geb. Reichsmark 4.50, kart. Reichsmark 3.50
Groteskmärchen von wunderbarem Reiz . . . tolle Phantastik . . . zeigt die Menschenseele ungeschminkt von der Innenseite aus gesehen. Ein überaus wertvolles Vermächtnis und ganz persönliches Dokument des dahingegangenen Oscar A. H. Schmitz. Die Wahrheit

CARL HANSER · VERLAG · MÜNCHEN

Bei Paquet:

*Steige, sprüh
Wogen-Feld,
Melodie
unsrer Welt
die den stürmisch großen Drang ent-
facht hat.*

*Wie voll Hast
alles rennt!
Für die Rast
kein Moment.
Hilfreich fühlt sich wer im Strudel hier
die Wacht hat.*

(Die zweite Jordansche Strophe er-
scheint dann später bei Paquet.) Auch
in diesem neuen Bande steht eine Fülle
dichterischer Eingebungen, aber die
sieben „Oden“ des „Siebengestirns“ er-
scheinen, in ihren jambischen Blank-
versen, minder als Oden denn als Mono-
loge aus ungeschriebenem Drama:

*Tief atmet Friede. Land bewegt sich
nimmer.*

*Es hat sich einst bewegt. Nun liegt
in Falten noch
das Steinige. Die Wolken strömen
gelassen da und dort hin. Ruhiger als
Wolken*

ist Menschen-Aug.

Skurriles neben Herrlichem; ein
Anfang:

*Mit oh und weh beginnen Ost und
West.*

Wir atmen in der Mitte ein und aus;
aber gewaltig und unvergeßlich dieser
Schluß:

*Wenn in den Nachbarländern Furcht
ist,
dann schläft in seiner Mutter Schoß
das Kind nicht ruhig.*

Ein reiches Buch ist der neue Band
von *Hermann Kasack*. Er erschließt
sich nicht leicht: stets besonders in Ge-
fühl, Ausdruck, Wahl und Prägung der
Worte; zuweilen absonderlich und auch
dem Willigen schwer nachspürbar, wie
die Lyrik *Oscar Loerkes*, — dem zwei
Gedichte gewidmet sind —; minder
eigen im Rhythmus, doch wird die
Führung der fast immer regelmäßig
gebauten Strophen kaum konventionell;
ein sehr persönliches Buch, durchaus
subjektiv, von einem Menschen dies-

seits der großen Grenzscheide, die durch
unsere Wendezeit schneidet. Ein ge-
dämpftes Buch — „Echo“ ist es ge-
heißen — in tosender Zeit; eines
Erben:

*Wohin bist du entflohen? Und was
bleibt*

Dem späten Erben?

*Niemandes Antwort. Eine Spukhand
schreibt:*

Lebendes Sterben.

Aber nicht ein Erbe wie die Wiener
um 1900, die an Politik und Geschichte
wenig Teil hatten und sich in den langen
Zug der Zeiten eingefügt fühlten: Erbe,
vor dem sich Abgrund, Untergang, frem-
dster Anfang auftut. In solchem Sinne
besonders charakteristisch das Gedicht
„Deutschland“, das auf unpolitischste
Art ein fast Politisches, auf lyrischste
Art ein Geschichtliches, auf persönlich-
ste Art das Bekenntnis einer Generation
gibt:

Oh, warum fuhr ich?

*Wir sind durch den Hades gefahren,
Da blüht kein Lorbeer.*

*War es der Schatten des Orts,
War es der Wind, der den Baum zer-
fetzte?*

Wir sind der deutschen Gäste letzte.

*Nach uns wird der Orion wieder er-
strahlen,*

*Aber die Kinder verwesen vor der Ge-
burt.*

Niemand wird den Orion erfahren.

Tod, grün in der Wolke!

Fliehen wir tief ins Elysium!

Fang mich, ich werf mich dir zu.

*Wer wird die Kuh melken, wenn ich
tot bin —*

Wer wird das Feld bestellen —

Wer wird die Schriftzeichen lesen —

*Vierzig Tage, wer kennt den Kalender
der Seele,*

*Vierzig Jahre fahren wir durch den
Hades*

*Auf der Arche. Du bist nicht mehr
darunter.*

Oft erschließen sich Zeilen und Strophen Kasacks bewußter Einsicht, vieles bleibt ahnbar, manches doch allzu ahnbar: die Grenze zwischen dem unmeßbar-unwägbar Lyrischen und dem allzu fern Umgesetzten, nicht mehr Greifbaren, wird bisweilen überschritten; das Ganze aber liegt in einer Region oberhalb des Zeitlichen, und manches, so scheint es, wird sich darin bewahren.

Agnes Miegel steht wie in ihren früheren Gedichten auch in dem neuen Bande *Herbstgesang* durchaus im Zuge der Überlieferung; mehr: ihre Dichtung wird in hohem Maße aus der Gesamtheit gespeist, der allgemeinen deutschen und im engeren der ostpreußischen. Sie ist wirklich „die Dichterin Ostpreußens“: nicht auf irgend provinziell beschränkende Art, wie die „Heimatkunst“, die vor fünfundzwanzig Jahren ausgerufen wurde, sondern sie ist, in einem großen Sinn, die Sängerin, die Rhapsodin des Landes, in dem sie geboren und aufgewachsen ist. Das persönliche Element ist fast ganz zurückgewichen; wo es noch hörbar wird, wie in dem „Herbstgesang“, nach dem das Buch heißt, oder im „Dom“, erklingt es überaltert. „Ostpreußen“ ist der eigentliche Name dieses Buches. Durchaus gesamtheitlich ist sein Wesen. Wie sie früher Deutschland, England, Rußland als überlebensgroße Frauen sah, so redet sie Ostpreußen, Masuren, Königsberg als die gewaltigen Mütter an.

Immer, wie in einhelliger Symphonie, gestaltet sie Erd- und Volks-Gesichte, und immer und überall kehren die wenigen großen Urmotive wieder: Muttertum, Frauentum, Gesamtheit, Land, und immer verschlingen sie sich neu: Die Erde — Ostpreußens Erde — spricht; Urheimat; Die Wenden sprechen. Elisabeth Goethe spürt zum erstenmal, daß sie den Sohn unter dem Herzen trägt, und sieht in gnadenhafter Vision die Länder zu unermeßlicher Huldigung aufgetan. Großer Gesang gedenkt der Toten des großen Krieges. Drei griechische Frauenmythen erneuert sie: Arachne, Demeter, Leda. Im Leda-Gedicht wird erschütterndes Erlebnis des Geschlechts körperhaft, doch keusch und sagenhaft mächtig gegeben. Ihr Ton füllt die Weite ihrer Vorstellung:

TRANSMARE VERLAG BERLIN

Sinclair Lewis

DR. MED. ARROWSMITH

Der Roman des amerikanischen Arztes

In Leinen RM 7.50. Auflage 22 000

Sinclair Lewis bezeichnet dieses Buch als sein bestes und typischstes Werk. „Das schönste Buch des Autors!“

Bernard v. Brentano

Gertrud von Le Fort

DER PAPST AUS DEM GHETTO

Die Legende des Geschlechtes Pier Leone

In Leinen RM 7.20

„Ganz wunderbar ist das Figürliche, wunderbar das Szenische des Buches. Alles ist von größter epischer Dichtigkeit.“

Peter Hamecher

Alain-Fournier

DER GROSSE KAMERAD

Mit einem Vorwort von Alfred Neumann

In Leinen RM 6.75

„Aller Zauber der Romantik, alles Holde der jugendlichen Sehnsucht ist hier zu einer zeitlosen Dichtung geworden.“

Felix Stössinger

Georg Kaiser

ES IST GENUG

Der erste Roman des Dramatikers

In Leinen RM 6.50

„Ein ungewöhnliches, ein fesselndes, oft sogar ein hinreißendes Buch.“

Hermann Sinsheimer

ROMAN-Sonderausgaben

RM 3.35

Sinclair Lewis

BABBITT

John Erskine

DAS PRIVATLEBEN

DER SCHÖNEN HELENA

John Erskine

ADAM UND EVA

Das Land lag wie ein Tier
 In Sumpf und Dickicht. Hob ver-
 schlafne Lider
 Und starrte ihnen scheu und leer
 entgegen
 Und ließ sie willig doch und dumpf
 heran.
 Sie legten ihm den hölzernen Halfter
 an.
 Da bäumte es sich auf im Frühlings-
 regen . . .

Zugleich aber trinkt sich ihr Gedicht mit der Fülle epischer Schilderung: sie erzählt etwa, wie das Kind seine Umwelt, Stube und Fenster und Haus, erkennt und kennenlernt, und ihr Vers wird, wie ein Schrank, über und über mit Dingen gleichsam vollgestellt. Und ähnlich beschreibt sie Ostpreußen, und seine Bräuche, Trachten, Speisen. Ein gewichtiges, ein Wachstum bezeugendes Buch.

Ein neuer Autor, *Richard Drews*, legt zwei Bände vor, die außer dem Verfasser nichts gemeinsam haben: *Nebengeräusche*, flotte satirische Verse in der Nachfolge Kästners, und geistliche *Gesänge an Gott*, in denen mancher innigere Ton vernehmbar ist. Beide Bände noch nicht persönlich gekennzeichnet; am merkwürdigsten und für die Stimmung des jüngeren Geschlechts vielleicht symptomatisch, daß hier jemand gleichzeitig Gottlieder und Bänkelsänge schreibt, herzlich und demütig im Überzeitlichen, im Zeitlichen ironisch und — wie alle Satire — überheblich. Diese beiden Bücher haben den Ursprung gemeinsam: einen Menschen dieser Zeit, der nicht wurzelt, der hier sich sehnt, hier sich wehrt, der mit doppelter Zunge spricht: wie diese Zeit überhaupt; wie alle Zeiten, aber aufgelöste gleich der unseren vor allem.

Um so tiefer erfreut die Anthologie junger Lyrik *Mit allen Sinnen*, die *Carl Dietrich Carls* und *Arno Ullmann* ausgewählt haben. Ein gescheites, festes und doch bescheidenes Vorwort: sie verkünden keine neue Richtung: „Die Lyriker in diesem Band haben sich zu gemeinsamer Reise zusammengefunden, wie Menschen in einem Eisenbahnabteil. Sie kamen aus verschiedener Richtung und sind am Endpunkt der Reise wieder

in verschiedener Richtung auseinander gegangen. Gemeinsam war ihnen nur ein Stück Weges.“

Trotzdem wirkt dieser Band merkwürdig einheitlich. So sicher war Gefühl und Wille der Auslesenden; aber die Gedichte mußten doch vorhanden sein, ehe sie ausgewählt werden konnten. Zehntausend Gedichte haben vorgelegen, etwa hundertundfünfzig, von fünfundvierzig Autoren, wurden aufgenommen; darunter auch einige ältere, wie *Ina Seidel*, *Loerke*, *Kramer*. Diese Sammlung „beruht nicht auf dem Glauben an irgendeine Gemeinschaft, die sich aus nichts als der Tatsache gleichzeitiger Jugend herleitet. Wichtiger war den Herausgebern eine Gemeinsamkeit der Wegrichtung, die nach Lebensjahren nicht zu begrenzen ist.“ Auch dies bezeugt, im Gegensatz zu früheren Proklamationen, überschauende Einsicht. Unverständlich ist nur, warum manche ältere Dichter aufgenommen wurden, deren Art mit der des Buches durchaus nicht zusammenstimmt, ja ihr widerspricht, indes andere ausblieben, die hierher gehören, wie *Wilhelm v. Scholz*. Die Herausgeber haben fast ausschließlich „Naturlyrik und naturnahe Liebesgedichte“ aufgenommen; sie fühlen, daß der Mensch aus Großstadt, Mechanisierung und Krise von neuem „bei den einfachen und unwandelbaren Dingen“ Zuflucht sucht. Fast alle diese Gedichte bezeugen Wiederkehr des Naturgefühls, wie wir sie ja auch sonst beobachten, zumal in der österreichischen Lyrik, bei *Zernatto* oder *Billinger*, an den man, zum Beispiel bei *Peter Huchel* erinnert wird. Und diese Gedichte, erstaunlicher Weise, sind nicht selten untereinander verwandt, und man liest dies Buch teilweise wie die Sammlung eines einzelnen. Naturgedichte: auch im Sinne des „Natürlichen“; man kann auch die Erde, die Bäume, die Tiere abseitig, absonderlich, künstlich sehen. Das geschieht hier fast nirgends, und dennoch fallen immer wieder Tönungen, Beobachtungen, Farben auf. Die Herausgeber glaubten, die Ansätze zu einer Wandlung der Sehweise zu beobachten. „Wie die Kamera an Pflanzen und Blüten bisher nie geschaute Formgebilde enthüllt hat, so

beugt sich nun auch der Lyriker nahe über die Dinge der Natur und betastet sie.“ Aber diese Sehweise ist schon längst vorhanden, vor allem bei der Droste. „Das Streben nach greifbarem und bildhaftem Ausdruck geht durch die Lyrik dieser Zeit.“ Das ist allenthalben in diesem Buche spürbar, freilich mehr im Sinne des Sehens als des Anschauens:

*Letzter Ligusterschwärmer
Treibt träumend rosa und oliv.*

(Rudolf Marx)

*Unter meinem Fenster
Sprang der Feuermohn.
Von dem leisen Prall
Wach ich lange schon.*

(Georg von der Vring)

Fast nirgends wird man durch geistreichen Ungeist, durch verstandesmäßiges Vers-Schriftstellertum abgestoßen; bei einem erheblichen Teil fällt zumindest die eine oder andere Einzelheit auf. Beglückt weiß man vor diesem jungen Bande wieder: die Wandlungen sind wandelbar, unwandelbar ist die Erde, und immer wieder leben Seelen, die sie erfüllen. *Ernst Lissauer*

*

Bibliographie

Alfons Paquet: Das Siebengestirn. Gedichte. 22 Seiten (Bd. 10/11 der Blauen Reihe), Verlag Die Rabenpresse, Berlin.

Hermann Kasack: Echo. Achtunddreißig Gedichte. 47 Seiten, Verlag Die Rabenpresse, Berlin.

Agnes Miegel: Herbstgesang. Neue Gedichte. 96 Seiten, bei Eugen Diederichs, Jena.

Richard Drews: Nebengeräusche. 72 S. bei Joachim Goldstein, Berlin.

Richard Drews: Gesänge an Gott. Hergestellt von Walter Steffens in der Staatlichen Akademie zu Leipzig.

Mit allen Sinnen. Lyrik unserer Zeit. Herausgegeben von Carl Dietrich Carls und Arno Ullmann. 195 Seiten. Rembrandt-Verlag, Berlin.

D. H. LAWRENCE

Lady Chatterley's Lover

With a preface by

FRIEDA LAWRENCE

Kartoniert RM 2.80

Für diese neue Ausgabe, die sorgfältig nach der endgültigen Fassung des Manuskripts ohne Kürzungen hergestellt wurde, schrieb des Dichters deutsche Frau, eine geborene Freiin von Richthofen, eine eigene Einführung.

THE ODYSSEY PRESS
HAMBURG

NUR DU

selbst kannst Dein Schicksal meistern, den rechten Weg dazu zeigt aber am sichersten ein sorgfältig ausgearbeitetes

HOROSKOP

Berufliche Erfolgsmöglichkeiten sind darin ebenso behandelt wie die Gestaltung der häuslichen und familiären Verhältnisse, Liebesangelegenheiten, Lotteriehancen, Gesundheitsfragen usw., wie überhaupt Alles, was die persönliche

ZUKUNFT

betrifft. — Auf Wunsch versenden wir völlig kostenlos eine Probedeutung des Charakters und Schicksals, bei Angabe des Geburtsdatums mit genauer Adresse



Welt-Kultur-Verlag
Wissenschaftl. Abt. Nr. 800
Berlin W8

Streng naturwissenschaftl. Untersuchungen. Bedeutendes Institut des Kontinents

Prof. Dr. Charlotte Bühler: *Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem.* Verlag S. Hirzel, Leipzig.

Das Leben des Menschen steht jetzt selbst zur Diskussion. Das ist eines der wirklichen Kennzeichen unserer Zeit. Nicht mehr Theorien, Spekulationen über das Leben und den Geist erscheinen jetzt als das Wichtigste, sondern eine zugleich stolze und demütige Betrachtung der Lebensvorgänge und Lebensgesetze selbst. Die Biologie steht hoch im Kurs, und, was nicht jeder von ihr erwartete, sie führt zu immer neuen Fragestellungen. Man untersucht die Lebensrhythmen, fragt, ob es wahr sei, daß es Perioden von 23, 28, 33 Tagen gibt, die mit dem Auf und Nieder der männlich-tätigen, weiblich-hegenden und metaphysisch-intuitiven Kräfte zu tun haben. Noch ist hier die Bahn des Neuen kaum geöffnet, da kommt schon wieder ein anderes Buch: mit neuer Frage, im streng wissenschaftlichem Gewand, ein Buch in der von Prof. Bühler herausgegebenen Reihe psychologischer Monographien, geschrieben von einer Wiener Universitätsprofessorin. Fesselnd schon die Anlage: von den 200 von ihr durchforschten Lebensläufen berühmter (und unberühmter) Menschen breitet sie eine große Anzahl aus: Eleonora Duse, Isadora Duncan, Humboldt, Novalis, Liszt, Cosima, Paula Modersohn, viele, von denen man so gern einmal etwas „wüßte“, über die man aber nichts fand, treten plastisch hervor. Und nun eben in einer ganz neuen Beleuchtung. Das Entscheidende in diesen Lebensläufen kommt uns entgegen, eilt einfach auf uns zu. Wir sehen, wie sich jeder entwickelt, langsam, schnell, mit Höhepunkten, die sich von der Bestimmung, von der Vitalität, von der Chance her ergeben. Wie gut sind Schicksal und Sinn der „Kurzleben“ erfaßt. Und wie fruchtbar ist das Bemühen darum, das „Gelingen des Lebens“ zu betrachten und in den wenigen Fällen, wo ein Leben wirklich gelang, nachzuweisen. Unser eigenes Leben fängt an, fragwürdig und interessant zu werden, wenn wir dies lesen. Mehr können wir von einem guten Buch nicht verlangen! *Liz. Dr. Hans Hartman*

Friedrich Schnack: *Der Lichtbogen.* Falterlegenden. Jakob Hegner Verlag, Leipzig.

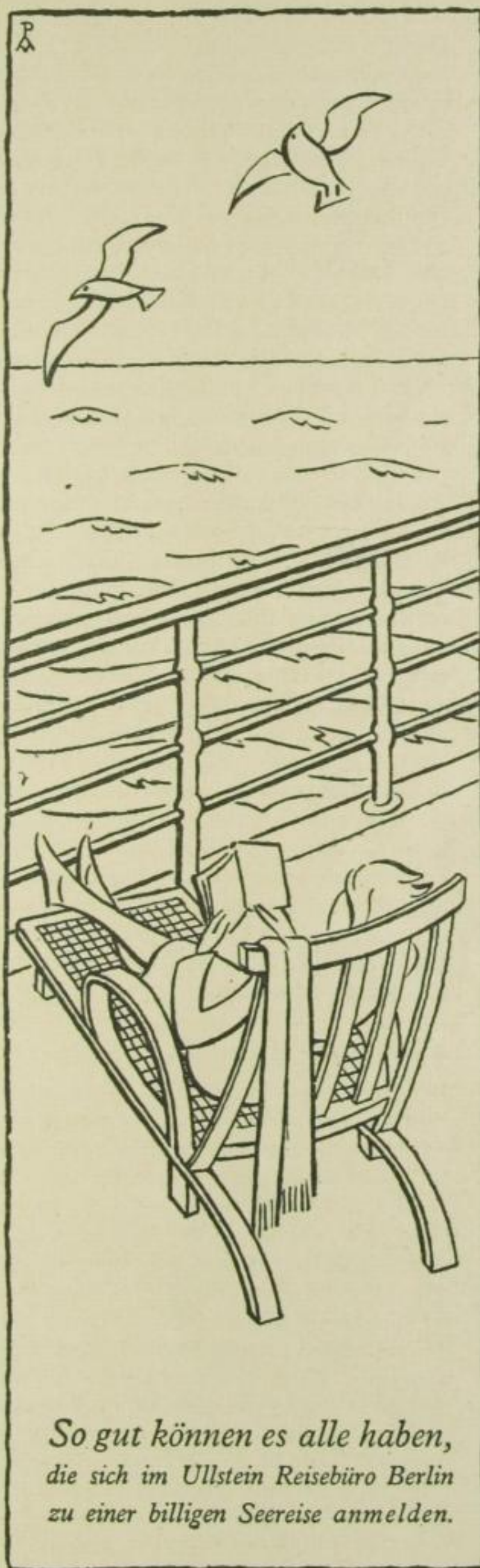
Dieser Lichtbogen, durch Druckerschwärze manifestiert, umspannt Welt und Himmel zugleich. Schmetterlinge aus lodernen Farben, Falter von der Süßigkeit der Heiligenlegenden, ewige Lichtwunder erschließen uns die Liebe der schönen Chinesin, die Gottesinbrunst eines Ordensgeistlichen im alten Aztekenreich, den nächtlichen Tropenspuk auf Madagaskar. Aber die fernen Traumgebilde beglücken auch das lungenkranke Berliner Proletarietkind; sie verklären den Tod Homers und wölben das Spektrum der sieben Regenbogenfarben zu einer Trostgloriole um den Heiligen von Padua. — Solch unstofflich zarte, sensationslose Legenden zu schreiben, ist ein Wagnis in unserer Zeit, ein Unterfangen, das nur von einem Meister der Sprache begonnen werden durfte. Aber Friedrich Schnack hat es gekonnt. Seine Wortmusik, lyrisch, fast möchte ich sagen, aus Pastelltönen leise angerührt, ist niemals verschwommen, kein Brei sentimentaler Gefühle: groß und rein klingt ihre Melodie, die Melodie eines Dichters, eines gläubigen Freundes der belebten Natur. *Paul Eipper*

Arthur Schnitzler: *Die kleine Komödie.* S. Fischer Verlag, Berlin.

Parerga und Paralipomena eines längst gültigen Gesamtwerkes, Nachlese eines fruchtereichen Lebensbaumes. Geschmack von Neuem kommt dabei kaum auf die Zunge. Die Bewunderung jedoch hält an für die nur den größten Malern des Impressionismus eigene Gabe feinsten Nüancierungen, für die Kunst, Ungesagtes zu gestalten, für die Meisterschaft aussparender Komposition. Eine Schnitzlerische Frühlingslandschaft, eine Wanderung durch einen schattigen Wald, während auf Wiesen und Hügeln die ausgetrocknete Erde unter lastenden Sonnengluten aufbricht, das trägt eben das unverwechselbare Meisterzeichen allerpersönlicher Kunst. Die Männer und Frauen, die in den hier gesammelten Erzählungen der Frühzeit einander lieben, hassen oder betrügen, stehen in ihrer menschlichen Vollgültigkeit jenseits von Zeit und Ort ihres Daseins und jenseits zeitbedingter Ereignisse, deren Mittelpunkt sie bilden. Vielleicht liegt der tiefste Grund dieser Überzeitlichkeit alles Kreatürlichen bei Schnitzler gerade darin, daß seine Menschen so tief verwurzelt sind im Boden ihrer Entstehung, so durchblutet und getränkt von Mark und Säften heimatlicher Landschaft; kann daher das Geheimnis ihrer Unabhängigkeit als Menschen erklärt werden? Die Reihe menschlicher Komödien von Tod und Liebe, die im deutschen Schrifttum mit dem Namen Arthur Schnitzler für immer verbunden bleiben, erfährt wertvolle Ergänzung durch den posthumen Band gesammelter Arabesken, Variationen eines unverlierbaren Themas. Glückhaft klingt hier die Musik Schnitzlerischen Wortes weiter. *Franz Horch*

Die Sachlichkeit. Nicht die allgemeine Tendenz meine ich. Sondern die Synthese, die ihr *Hermann Broch* mit dem dritten und letzten Bande seines großen Romanwerkes *Die Schlafwandler* gibt, der kürzlich im Rheinverlag erschienen ist. Er hat auch den Titel *'Huguenau'*, nach einem der Helden, der ein Geschäftemacher, fast ein Schieber ist wie irgendeiner. Aber „irgendwelche“ sind alle Helden dieser Trilogie, also keine Helden im überkommenen Romansinn der bedeutenden oder interessanten Person. Ob Major oder Druckereibesitzer, ob Unternehmer oder Unternommener, sie schlafwandeln alle auf dem gleichen Dache und unterscheiden sich nur in der Gestikulation, mit der sie sich gegen das Unbekannte des Lebens wehren, in das sie weiß Gott wie und warum geworfen wurden. Sie sind belassen wie sie sind. Zeigen keine Deformation der Haut, weil ihr Finder, ihr Entdecker und Aufzeiger, der Verfasser, darunter gekrochen ist, um sie interessanter oder bedeutender zu machen. Was er zu ihnen zu sagen hat, sagt er ohne Kniffe der „Gestaltung“ außerhalb ihrer, ehrlich mit seinen Mitteln, ohne Entgegenkommen für den Leser, der „das Runde“ liebt, weil er es von Romanen so gewohnt ist — sagt es in Exkursen zum Thema dieser irgendwelcher Menschen. Broch denkt nicht daran, sich, wie in der Belletristik üblich, dumm zu stellen, um es dem Leser leicht zu machen. Er legt auch nicht, was zu sagen ihm am Herzen liegt, den Figuren als Spruchband in ihren Mund, sondern sagt es, ohne zu zögern, aus seinem eigenen. Sogar in Versen, und es sind darunter Gedichte, die zu dem Großartigsten gehören, was da seit fünfzig Jahren gedichtet wurde. Und: das Werk fällt nicht in Teile auseinander! Es wird dadurch nur ein höheres Ganzes, von solcher Vollkommenheit ist es. „Die Schlafwandler“ leiten mit Musils „Mann ohne Eigenschaften“ eine neue Epoche nicht nur des deutschen, sondern des europäischen Romans ein.

F. B.



*So gut können es alle haben,
die sich im Ullstein Reisebüro Berlin
zu einer billigen Seereise anmelden.*

Siegfried von Vegesack: *Das fressende Haus.* Roman. Verlag Universitas, Berlin.

Dieser Roman, der den Hamsunschen Ehrgeiz hat, schütter und tonlos zu sein wie der ländliche Alltag eines bayrischen Marktfleckens, ist ein zartes, bedeutsames Meisterwerk. Hier wird kein Problem gewälzt, sondern alles Wichtige kündigt sich so zart, wie verwegen an. Alles ist also Hamsunscher Art: gedichtete Wahrheit. Aber Vegesacks Roman hat eine wärmere Temperatur; er spielt in Bayern. In einen kleinen bayrischen Marktflecken, der an der böhmischen Grenze liegt, kommt ein Fremder, ein baltischer Emigrant. Er will nur zwei Stunden warten, bis sein Zug fährt. Aber er fühlt sich gleich heimisch: der ganze Ort ist eine so eigentümliche Mischung von Ruhe und Geschäftigkeit. Ein kleines Mädchen drückt sich an ihn heran, macht ihm einen Knix, küßt ihm die Hand. Es hat ihn für einen Pfarrer gehalten. Noch während er in seinem Hotelzimmer ist, beginnt die Stadt aufzuleben. Die Kinder kommen aus der Schule, der Schulrat geht in Glacéhandschuhen über den Platz, der Uhrmacher steht an der Ladentür, der Apotheker wartet heißhungrig auf Nachrichten. Da der Fremde seinen Zug nun schon einmal versäumt hat, macht er einen Spaziergang zur Schloßruine. Ein Eichhörnchen, das ihm über den Weg läuft, scheint ihn nachziehen zu wollen. Dem Kommissionär Einhellig und dem Eichhörnchen gelingt es, ihm den Ankauf der Burg plausibel zu machen, der fast sein ganzes Geld verschlingt. Dieser Käufer ist aber auch ein ganz verzweifelter Mensch; er haßt die Hauptstädte der Länder, in die er emigriert ist. Warum dann nicht in einem solchen Winkel leben und sterben? Handwerker kommen und setzen Scheiben und Türen in die „Burg“ ein, das Dach wird teilweise in Ordnung gebracht. Einhellig hat die Handwerker verschafft, er verschafft auch eine Magd, eine Kuh, Ziegen, eine Hypothek. Wunderbar ist der Kampf des Nervenmenschen mit der Natur dargestellt. Jeden Tag sehen die Marktbewohner den „spinneten“ Baron, ohne Hut und Rock im Ort erscheinen und eine Menge Sämereien, Nägel, Hacken, Spaten und anderes Handwerkszeug einkaufen. Im Traume sieht er sich dann selbst stundenlang gemähtes Heu zusammenharken und ausspreiten . . . Der Baron steckt seine ganzen Ersparnisse in die Burg. Er legt ein kleines Kraftwerk und einen Schwimmbad für sich und die Dorfbewohner an. Er hofft, daß sie beides ablösen werden. Aber die schlaun Einheimischen warten, bis der „Zugereiste“ sich wirtschaftlich übernommen haben wird und diese Unternehmungen ihnen durch die darauf lastenden Hypotheken zufallen werden. Was auch pünktlich geschieht! Nachdem auch seine Lebensgefährtin gestorben ist, zieht der Baron weg. Er weiß nun, daß derjenige, der enturzelt ist, nur in der Unendlichkeit eine wirkliche Heimat finden kann. Und alle heutigen Menschen geht diese Entscheidung etwas an, weil wir alle zu einem Teile unseres Wesens Entwurzelte sind. — Die Sprache des Buches: nicht eigentlich konzentriert, sondern unabsichtlich-dichterisch.

Karl Lohs

Paul Wegener: *Flandrisches Tagebuch 1914.* Verlag Rowohlt, Berlin.

Der Heroismus dieser Aufzeichnungen liegt in dem Bekennermut eines aufrechten Mannes. Paul Wegener, der große, einer der ersten deutschen Künstler, unterzieht sich der Aufgabe, den Krieg als Muschko mitzumachen. Man erzählt sich von Sokrates, daß er an der Schlacht bei Plataä als Hoplit teilgenommen habe, um sich in die Psyche des einfachen Kriegers zu versetzen. Wegener selbst gibt zu, wieviel Wille dazu gehört, das logische Denken des Gebildeten, die eigene Führernatur auszuschalten, um sich in die Masse einzugliedern und selbst unlogisch Erscheinendes gewissenhaft auszuführen. Dies die Tragik des beobachtenden, aber schweigenden „Hopliten“. Einfach, und daher groß, die selbstverständliche Pflichterfüllung im feindlichen Feuer. Keine erquälten Schilderungen von den platzenden Granaten, den pfeifenden Kugeln, kein dramatisches „R“ im ganzen Buch. Dem Wort wird nicht mehr zugemutet, als es schildern kann. Im Gegensatz zu den vielen Kriegsberichterstatern, die sich nicht genug tun konnten an Tonmalerei und denen man, im Sinne Wegeners, einen Bericht von Paul Lindau aus dem Kriege siebzig entgegenhalten kann: „Die Kanonen machten bumm bumm, nur noch viel lauter!“ — Nein, im Regen und Dreck, in naßkalten Nächten, mit wunden Füßen und Herzbeschwerden, frierend, ohne Mantel, mit einer Handvoll Leuten an dem Fleck aushaltend, wo er hingestellt wurde — das ist Paul Wegener, unser großer Paul Wegener. Das Buch ist einer der besten Gesänge der deutschen Iliade 1914—1918.

Walther Kirchoff

Julius Meier-Graefe: *Der Vater. Roman.* S. Fischer Verlag, Berlin.

Meier-Graefe führt uns in seinem neuen Roman in die merkwürdige Welt des Eisens und der Kohle. Wir hören von Walzwerken, von Bessemerstahl, vom Ruhrrevier und von Oberschlesien. Die Herren Thyssen, Pönsen, Krupp und Schieß treten auf; es gibt Aufsichtsrats-sitzungen, Generalversammlungen, Spitzendiners, Deutzer Kürassiere und Kaiserbesuche. Dazwischen schurigt ein rücksichtsloser Vater seinen etwas mißratenen Sohn. Ich glaube, diesen Herrn Hendrik mit seiner dazugehörigen unerfreulichen Familie vor dem Kriege öfters getroffen zu haben. War es im Industrie-Klub in Düsseldorf, oder auf dem Hügel bei Essen? Ich vergesse die langen Jahre des Krieges und der Nachkriegszeit. Ich staune über die Lebendigkeit und die Sachkenntnis Meier-Graefe. Woher kennt er das „Revier“ so gut? Ist er auch, wie ich, im Revier groß geworden? — Das Buch ist spannender Roman und lebendige Wirtschaftsgeschichte zugleich.

Eduard von der Heydt

Rudolf Brunngraber: *Karl und das 20. Jahrhundert.* Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.

Ist dieser Roman eher das Buch eines Soziologen — eines sehr klugen Soziologen — als eines ursprünglichen Romanschriftstellers? Oder sollte es so sein, daß eben die Soziologie unser Roman ist? Der soziologische Aufriß der letzten 50 Jahre, den hier Brunngraber gibt, ist, durch Zahlen kräftig skelettiert, jedenfalls spannend und aufregend wie nur je eine Abenteuer-geschichte. Synchron damit läuft das Leben des armen, uns allen bekannten Karl Lakner, der, ein Wiener Proletarierkind, unter schrecklichen Entbehrungen Lehrer wird, Krieg, Inflation, Arbeitslosigkeit mitmacht und folgerichtig zugrunde geht. Ein Einzelleben voll von Gefühlen, Entscheidungen, einmaligem Schicksal, Zufall, das sich als ohnmächtige Funktion der Allmächte herausstellt, die wir Politik und Wirtschaft nennen und von denen es nichts weiß. Das Herz — ein Durchschnittsresultat aus den Statistiken der Produktion, der Ausfuhr, der abgeschossenen Granaten, der Konferenzergebnisse. Das bittere Raisonement, daß der Mensch das erste, die Erde, seine Erde, zu seiner Versorgung das zweite sein sollte, daß es aber nicht so ist. Denn dazwischen schiebt sich etwas, die Wirtschaft, und der Mensch wird der Außenseiter seiner Einrichtungen. Er, der Einzelne, die einzige Realität, der Grund aller Realität. Da ist alles klar und scharf gesehen, und daneben und dazwischen wächst der Alltagsheld zu einem vollen, wahren Menschenbild. Ein gut geschriebenes, unverlogenes, sehr lesenswertes Buch.

E. S.

Johann Fabricius: *Marietta*, Roman. Paul Zsolnay Verlag, Berlin-Wien.

Diese Lebensgeschichte eines jungen Mädchens aus dem Kirchenstaat des Rokoko ist von ergreifender Naivität, voll von bürgerlichem Humor und so echt und frei gesehen, daß man sich wie sonst nur in gewissen Dickens-Romanen mit hineinwünscht in das Getriebe der zärtlich-verträumten Intrigen. Grazie und Witz sind ohne sonderliche Praetensionen am Werke. Die Szene des neu ernannten Bischofs, der das alte Nonnenkloster besucht, gehört zu den Juwelen neuerer Erzählungskunst und ist der allergrößten Vorbilder würdig.

Hans Flesch-Brunningen

Herbert Eulenberg: *Cicero, der Rechtsanwalt, Redner, Denker und Staatsmann.*

Kurt Wolff Verlag, Berlin.

Eulenberg schildert das arbeitsreiche Leben des großen Redners mit jenem tragischen Humor, den wir aus seinen „Schattenbildern“ kennen. Diese Darstellungsart hat den Vorteil, daß der Autor alle Schwächen Ciceros akzentuieren kann, ohne dessen Wert augenblicksweise vergessen zu machen. Eulenburgs Darstellung hat doppelten Boden. Und sie ist auch doppelt fundiert. Viele von Ciceros berühmten Schwächen stammten eigentlich daher, daß er, obzwar ein höchst geriebener Advokat, der Raubtier-natur der damaligen Politik nicht gewachsen war. Er war zu sehr Gelehrter, zu wenig Militär. Großartig, fast shakespearisch, ist die sachliche Beschreibung, wie Cicero, der „Vater des Vaterlandes“, von den Sendlingen des politischen Führers Marc Anton getötet wird. Etwas, was Cicero durch 2000 Jahre immer neue literarische Gegner erweckt hat, ist seine skandalöse Unerotik. Er ist darin das absolute Gegenteil Cäsars. Diese Unerotik ist dadurch auch biographisch belegt. Er heiratete seine Frau nur um ihres riesigen Vermögens willen. Nach dreißigjähriger Ehe schied er sich von ihr — wegen ihrer schlechten Geldgebarung. Der Sechzigjährige heiratete kurz darauf die achtzehnjährige, schöne Publilia, aber auch die nur — wie er seinem Sekretär Tiro sagte — wegen ihrer riesigen Mitgift. Er selbst war reich.

K. L.

Hermann Sinsheimer: *Al Rondo*. Novelle. Verlag Paul Zsolnay, Wien.

Das ist eine Geschichte, an der Arthur Schnitzler seine Freude gehabt hätte. Ist es doch die Novelle einer Nacht „voll von einem gespenstischen Chaos, von geträumtem Lärm, Tumult und Grauen“ und ihrer Ablösung durch die Helligkeit eines Morgens, der die Masken überflüssig macht und die Wahrheit des Lebens aufscheinen läßt. Und auch das hätte den Puppenspieler Schnitzler gefreut, daß in der Geschichte der Einbruch des Genialischen in die bürgerliche Welt gegeben ist und bei aller Ironie diese auch ihre Rechtfertigung erhält. Al Rondo ist ein Rechenkünstler, eine Variéténummer ersten Ranges und eines jener Genies, die aus dem dämonischen Bereich der Literatur kommen. Er rechnet mit Menschen wie mit Zahlen, er hat die wirkliche Welt ans Abstrakte verloren. Sein Schulfreund ist Subdirektor eines Kreditversicherungsinstituts geworden, „ein mittelgroßes Tier“ der Bürgerlichkeit. Die Jugendfreunde haben einander verloren. Sie wissen nichts voneinander mehr, seitdem sie das Gymnasium verlassen haben. Ein Zufall führt sie zusammen, eine Nacht lang. Abermals entscheidet sich ihr Schicksal. Während Al Rondo sein Leben, ein abseitiges, ein aus den Fugen gegangenes, ein vom Grauen umwittertes, aber doch sein eigenes Leben konsequent zu Ende lebt, geht das „mittelgroße Tier“ der kreditversicherten Bürgerlichkeit am Leben — gezeigt an einem schönen, kraft- und widerspruchsvollen Weibsbild, der besten Figur der Novelle — vorbei und rettet sich endgültig ins Kompromiß der Minderwertigkeit. Ein Durchschauer hat diese Geschichte geschrieben, sanft und doch unerbittlich.

Oskar Maurus Fontana

Der große Brockhaus. *Handbuch des Wissens in 20 Bänden*. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.

Über die vortreffliche Anlage und Ausstattung dieses rasch fortschreitenden Werkes wurde bereits an dieser Stelle gesprochen. Die Bände 10 und 11 dieses großartigen Lexikons bestätigen die früheren Eindrücke: die große Zuverlässigkeit und Sachlichkeit der Darstellung, die klaren und prägnanten Formulierungen, den reichen Hilfsdienst der Photos, Zeichnungen, Karten und Tabellen. Der 10. Band (Kat-Kz) bringt viel Geographisches und große Kapitel über Kunst und über Kraftwagen. Im 11. Band (L-Mah) gibt es Vieles und Eingehendes über den Luftverkehr, weniger über Lyrik.

Meyers Kleines Lexikon. 3 Bände. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Kürze ist die Würze dieses Lexikons, das in einer kleinen Schrift eine Fülle von Schlagworten und Abbildungen im Text und auf Tafeln enthält und prompte Auskunft vermittelt, bis auf die neueste Zeit ergänzt und selbst kleinere Namen nicht übergehend.

Mitteilung des Verlags

Der Querschnitt stellt mit diesem Heft in seiner heutigen Form das Erscheinen ein und wird zu einem späteren Zeitpunkt in veränderter Gestalt herausgegeben werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin - Charlottenburg

Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Kraus, Berlin — Nachdruck verboten

Zuschriften nur an die Redaktion: Berlin SW 68, Kochstr. 22—26

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstraße 8 — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag

Einem großen Teil der Auflage liegt ein zwölfseitiger Katalog der bekannten Antiquariatsfirma **W. Mertens, Leipzig C 1** bei, der eine Fülle hervorragender Wertbücher zu erstaunlich geringen Preisen bietet. Nachdenkliche Verse am Kopfe jeder Seite begleiten den ungemein reichhaltigen Katalog. Eine Probe hier:

Durch Tagesmodenmassenlager
wird oft das Wertbuch zum Versager,
dem unverdienten Los geschieht
daß es jetzt mit: „statt — nur“ erst zieht.

Mit jedem Atemzug und überall: auf der Straße, Eisenbahn, Arbeitsstätte, in der Schule, im Theater, Kino usw. können Krankheitserreger in den Mund und Rachen gelangen. Panflavin-Pastillen üben eine wachstumhemmende Wirkung auf die eindringenden Krankheitskeime aus, schützen daher gegen Grippe-Infektion, Halzentzündung und Erkältung.

Hugo Helbing, Frankfurt a. Main versteigert am 2. und 3. Mai zwei Sammlungen, die schon ihrer Provenienz wegen besondere Beachtung finden werden.

Zunächst Gemälde aus einem süddeutschen Museum. Den Grundstock bildet eine alte Sammlung, die vor etwa 150 Jahren entstanden ist und hauptsächlich holländische Meister des 17. Jahrhunderts bringt. Im Anschluß daran das Inventar von Schloß B. in Oberhessen. Auch hier alte Gemälde, aber auch moderne Meister der Münchner, Frankfurter und Düsseldorfer Schulen, sowie schweizer und nordische Künstler. Dann italienische Majoliken, deutsche Fayencen und Porzellan, Emailgläser, Zunftpokale aus Zinn, reiches Gebrauchssilber, Waffen und sonstiges antikes Kunstgewerbe. Besonders erwähnt werden muß ein Lüsterweibchen der früheren Renaissance, ein berühmter Schrank, ein „Meisterstück des Caspar Klein 1677“, mehrere alte Öfen und Kamine und schließlich — mit das bedeutendste der Versteigerung — eine Reihe von Verduren (Tapisserien) der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts sowie eine Serie von sechs herrlichen Brüsseler Wandteppichen des frühen 18. Jahrhunderts.

Der Regenmantel soll folgende Eigenschaften haben: leicht wie ein Badeanzug, zusammengerollt nicht größer als ein solcher, absolut wind- und wasserdicht, aber gut ventiliert, kleidsamer, bequemer Schnitt, auch über Winterkleidung leicht an- und ausziehen, reißfest, kein Lodenstoff, kein Wasser ansaugend, sofort wieder trocken, nicht schmutzend, mit einem nassen Schwamm leicht zu reinigen, keine sogenannte Ölhaut, sondern nicht brechend und nicht klebend, nicht raschelnd, langjährig haltbar, nicht teuer.

Der Kleppermantel aus festem Klepperwalstoff, mit feinstem Kautschuck imprägniert, ist weich und schmiegsam wie Glacéleder. Er hat sich in Stadt, Wald, auf See und im Auto bewährt. Zehntausende Besitzer sind damit zufrieden. Der beiliegende Prospekt der **Klepperwerke G. m. b. H. Rosenheim** gibt genaue Auskunft.

FRANZ KÖRMENDI

Versuchung in Budapest

Ein Mann träumt. Der Mann wacht auf. Er erkämpft einen märchenhaften Aufstieg. Aber auf der Höhe des Lebens lockt ihn die Tiefe!

Dieses als „bester Nachkriegsroman“ preisgekrönte Buch war in Ungarn der größte Erfolg der letzten fünf Jahre und wird in Italien bereits in 7. Auflage verkauft! Englische, amerikanische, holländische, tschechische und schwedische Ausgaben stehen unmittelbar bevor

*

568 Seiten, in Ganzleinen
6 Mark, broschiert 4 Mark

**DER
PROPYLÄEN-VERLAG**

Die interessantesten Fälle von

Gedankenlesen und

Hellsehen

vom Beginn der systematischen Forschung
an bis heute hat der Berliner Facharzt

DR. RICHARD BAERWALD ge-
sammelt. Sein Buch, das soeben im Verlag

Ullstein erschienen ist, beginnt mit den Ex-
perimenten, die 1880 an vier Schwestern in

England unternommen wurden, schildert
die Geschichte einer Hysterikerin mit

abnormaler Empfindungskraft, Betrugs-
prüfungen an Medien, den Fall der

Mexikanerin, die in Trance den Unter-
gang der „Lusitania“ sah und vieles

andere. — Lesen Sie dieses Tatsachen-
Buch das von der Aufregung des Erlebens

diktiert ist. Überall für

3 Mark 75

Verlag Ullstein